L. germ.
242
m

germ. 242 m

<36603606070013

<36603606070013

Bayer. Staatsbibliothek

L. germ.
242
m

Die

Sprachgesellschaften

des

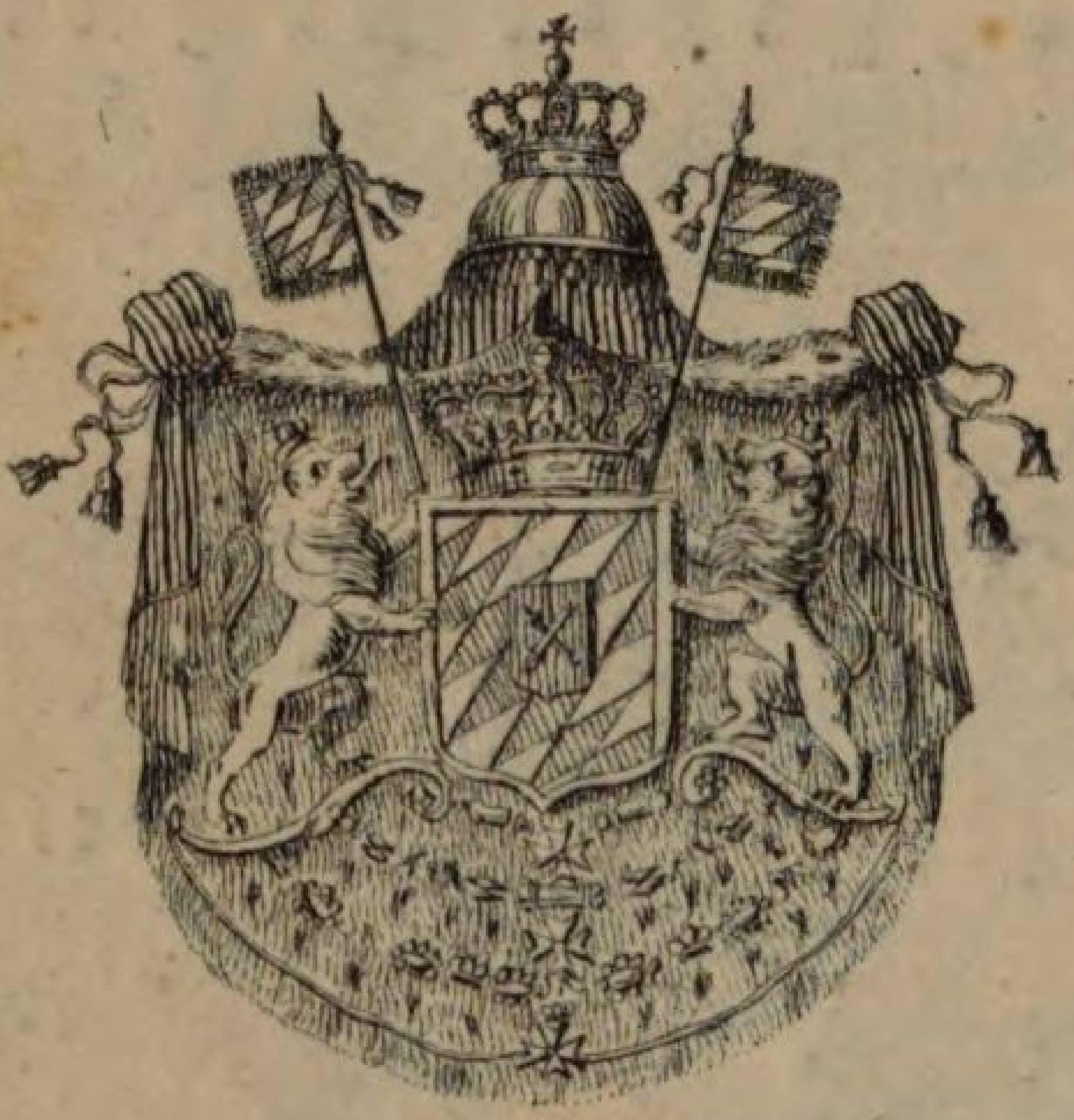
siebzehnten Jahrhunderts.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

L. Germ. 242 m

Schulz

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts.

Vorlesung am Stiftungsfest
der
Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache
von

Otto Schulz
Professor am grauen Kloster.

In der Vereins-Buchhandlung.
Berlin. 1824.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Verfassung unserer Gesellschaft legt mir die Verpflichtung auf, die Feier des heutigen Stiftungs-Festes mit einem Bericht über unsere Arbeiten in dem letztverflossenen Jahre zu eröffnen. Je weniger das stille anspruchlose Streben unseres Vereins Ausführlichkeit der Rede fordert oder zuläßt, um so eher darf ich mir die Erlaubniß erbitten, meinem Bericht eine geschichtliche Darstellung und Würdigung der verschiedenen Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts voran zu schicken. Ihre Zwecke waren den unsrigen nahe verwandt, wie verschieden auch Form und Mittel seyn mochten, und was sie geleistet haben, wie wenig es seyn mag, ist doch immer noch dankbarer Anerkennung und der Erinnerung werth.

Sowohl der Zeit als dem Einflusse nach steht unter den Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts die fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmen-Orden voran, denn alle die übrigen Vereine, von welchen hier noch die Rede seyn wird, sind aus der fruchtbringenden Gesellschaft hervor gegangen, und als einzelne Zweige des großen Palmen-Baumes

zu betrachten, der von der Hand deutscher Fürsten gepflanzt und gepflegt wurde, um alle Freunde deutscher Sitte und deutscher Sprache in seinem Schatten zu versammeln. Deutscher Sitte sagte ich nicht ohne Absicht, denn es ist ein Irrthum, wiewohl ein sehr gewöhnlicher, wenn man die fruchtbringende Gesellschaft als eine gelehrte Gesellschaft ansieht, da sie offenbar ein Orden seyn sollte, dessen Mitglieder, gerade so wie die Mitglieder eines geistlichen oder Ritter-Ordens, ein bestimmtes Gelübde ablegten, das Gelübde nämlich, deutsche Tugend und deutsche Sprache zu üben, und allem verderblichen Wesen des Auslandes kräftig entgegen zu wirken. — Die Quellen, aus welchen ich meine Darstellung geschöpft habe, sind folgende Schriften:

1. „Kurzer Bericht von der Fruchtbringenden Gesellschaft Vorhaben, auch dero Namen, Gemälde und Wörter, in achtzeilige Reime verfaßt. Cöthen 1641."

Dies Werk konnte mir keine bedeutende Ausbeute gewähren, da es über den Zweck und die Einrichtung der Gesellschaft fast gar nichts, sondern bloß die Gesellschafts-Namen, Sinnbilder und Wahlsprüche der Mitglieder enthält, auf welche sich die auf dem Titel erwähnten Reime beziehen. Doch hat der ehemalige Besitzer des von mir gebrauchten Abdrucks, Carl Gustav von Hille, oder wie er sich selber schreibt, von Hielle, welcher unter dem Namen des Unverdrossenen selbst Mitglied der Gesellschaft war, bei jedem Gesellschafts-Namen den wahren Namen des Mitgliedes bemerkt, eine Nachweisung, welche allerdings von Wichtigkeit wäre, würde sie nicht durch spätere und vollständigere Verzeichnisse entbehrlich gemacht.

2. „Der Fruchtbringenden Gesellschaft Namen, Vorhaben, Gemälde und Wörter, nach Jedes Einnahme ordentlich in Kupfer gestochen und in achtzeilige Reime verfasset. Das Erste, Zweite, Dritte und Vierte Hundert. Frankfurt am Main MDCXXXXVI."

Dies Werk unterscheidet sich von dem vorigen nur dadurch, daß jenes bis zum Jahre 1640 geht, und 353 Mitglieder aufzählt, dieses bis zum Jahre 1642 und 400 Mitglieder namentlich aufführt. Sein größter Vorzug ist aber der, daß es die sogenannten Gemälde oder Sinnbilder der einzelnen Mitglieder sauber in Kupfer gestochen darstellt, und überhaupt als ein wahrhaft fürstliches Prachtwerk auftritt. Bloß in dem letzten Hundert fehlen, ich weiß nicht durch welchen Zufall, die Gemälde einiger Mitglieder, obgleich das Blatt, darauf sie abgedruckt werden sollten, nebst den zu dem Kupfer gehörigen Reimen, vorhanden ist. — Verfasser des Werkes, oder eigentlich nur der zu den Kupfern gehörigen Reime, ist der Fürst Ludwig zu Anhalt, erstes Oberhaupt der Fruchtbringenden Gesellschaft. Diese Reime sind von ihm bis zur Zahl 527 fortgesetzt, aber nicht gedruckt worden, weil der Verleger, Merian, bei dem Werke nicht seine Rechnung fand. Die Reime auf die Gemälde der fehlenden 127 Mitglieder sollen sich noch in dem herzoglichen Archiv zu Cöthen befinden, und ich hoffe darüber nähere Auskunft zu erhalten.

3. „Der teutsche Palmenbaum, das ist, Lobschrift von der Hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschaft besonderen Satzungen, Vorhaben, Namen, Sprüchen, Gemählen (sic), Schriften und unverwelklichem Tugendruhm. Allen Liebhabern der teutschen Sprache zu dienlicher Nachricht verfasset durch den Unverdrossenen, Diener derselben. Nürnberg 1647."

Der auf dem Titel genannte Unverdrossene ist der vorhin erwähnte Carl Gustav von Hille; die Schrift selbst ist dem großen Churfürsten, der, unter dem Namen des Untadelichen, Mitglied der Gesellschaft war, zugeeignet. Die Darstellung ist im Ganzen höchst geschmacklos, und wie man aus einigen Aeußerungen Georg Neumarks schließen kann, weder vollständig noch genau. In welchem Tone übrigens die Gegner des Ordens abgefertigt werden, möge die Ueberschrift eines dem Buche angehängten Gedichtes beweisen, welche wörtlich lautet: „Erinnerung an den Hochschwülstigen und Naseweisen Herrn Klügelmann von Eselhausen, seinen ungnädigen Herrn."

4. „Dreiständige Sinnbilder zu fruchtbringendem Nutze und beliebender Ergötzlichkeit ausgefertiget durch den Geheimen (d. i. Franz Julius v. d. Knesebeck). Braunschweig im Jhare 1643."

Eine abgeschmackte Spielerei in Bezug auf die Sinnbilder der Gesellschaft.

5. „Neu-Sprossender Palmbaum; Oder Ausführlicher Bericht von der Hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschaft Anfang, Absichten, Satzungen, Eigenschaften und derselben Fortpflanzung u. s. w. von dem Sprossenden (d. i. Georg Neumark). Nürnberg." Ohne Anzeige der Jahreszahl.

Die Vorrede des Werkes ist vom Jahre 1668; nach einer Bemerkung in Herdegens Nachricht von dem gekrönten Blumen-Orden wurde es aber erst im Jahre 1673 ausgegeben, weil die Kupfer, welche das Werk schmücken, nicht eher fertig wurden. Dies Werk, bei welchem der ältere deutsche Palmbaum zum Grunde liegt, enthält unstreitig die vollständigste und zuverlässigste Nachricht von der Gesellschaft, da der Ver-

fasser 10 Jahre lang Erzschreinhalter des Ordens war, und durch sein Verhältniß als Sachsen-Weimarischer Archivarius Gelegenheit hatte, von den Stiftern und ersten Mitgliedern der Gesellschaft zuverlässige Nachrichten einzuziehen. Die Herausgabe besorgte vermuthlich G. P. Harsdörfer, der Stifter des pegnesischen Blumen-Ordens.

Zur Vervollständigung dieses Werkes dienen:

1. Einige Angaben in Herdegens „Nachricht von dem gekrönten Blumenorden."

2. „Gottfried Behrendts Zusatz zu Georg Neumarks deutschem Palmbaum, aus noch ungedruckten Nachrichten" im funfzehnten Stück der von der deutschen Gesellschaft zu Leipzig herausgegebenen „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit."

3. „Johann Michael Heinze (Rektor des fürstlichen Gymnasiums zu Weimar) Erzählung von der Fruchtbringenden Gesellschaft. Weimar 1780." 4.

4. Desselben „vermischte Nachrichten aus den Acten der Fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Schmackhaften. Weimar 1781." Fol.

Von diesen beiden Schulschriften giebt die erste eine größten Theils aus Neumarks „neusprossendem Palmbaum" und Beckmanns „anhaltinischer Chronik" gezogene Geschichte der Gesellschaft; die letztere aber einige Auszüge aus zwei Folianten, welche in dem Archiv zu Weimar aufbewahrt werden, und von welchen der erstere und größere die Aufschrift führt: „Zehnjährige Acten der Hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschaft, vorgangen bei der Regierung und Oberverwaltung des hochgeehrten Schmackhaften, des Durchlauchtigen, Hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Wilhelms Her-

zogs zu Sachsen-Weimar, von dem Jahre 1651 an bis 1661." Das Angenehmste, was Heinze darin fand, war der Briefwechsel einiger angesehenen Mitglieder, als: Georg Neumark, Johann Rist, G. Ph. Harsdörfer und Anderer; im Ganzen aber sind diese Nachrichten dürftig, und der hohen Meinung von dem inneren Leben der Gesellschaft keinesweges günstig. Die von Anderen angeführte Schrift: „Ed. Geissleri disquisitio historica de societate frugifera. Lips. 1672"; und Gottsched's „Einladungsschrift von der vormaligen fruchtbringenden Gesellschaft. Leipzig 1755." 4., von der auch späterhin eine Fortsetzung erschienen ist, habe ich nicht erhalten können.

Die Stiftung der Gesellschaft fällt in die ersten Unruhen des dreißigjährigen Krieges; sie nahm, wie Georg Neumark sagt, ihren Anfang in dem recht betrübten Würg- und Todtenjahre:

„Da Mars, der Störenfried, sich rüstete zum Kriegen,
Da man sein Blutpanier sah hin und wieder fliegen,
Da er aus Böhmen her die Mordposaune blies,
Und Teutschlands größten Theil vor ihm erzittern hieß."

Diese unbestimmte Angabe ist wohl die Veranlassung, weshalb mehre Schriftsteller das Jahr 1618 als Stiftungsjahr nennen, aber Georg Neumark giebt ausdrücklich den 24sten August 1617 als den eigentlichen Stiftungstag der Gesellschaft an. Der Tod der verwittweten Herzogin zu Sachsen-Weimar, Dorothea Maria, einer Schwester des Fürsten Ludwig zu Anhalt-Cöthen, hatte an dem genannten Tage die beiden Fürsten von Anhalt, Ludwig und Johann Casimir, die drei Herzoge zu Sachsen-Weimar, Gebrüder Johann Ernst, Friedrich und Wilhelm, und Einige vom Adel, nämlich den Obersten Dietrich von

dem Werder, den Fürstl. Sachsen-Weimarischen Kammerrath Friedrich von Kospoth, den Fürstl. Sachsen-Weimarischen Hofemeister Caspar *) von Teutleben und Christoph von Krosigk, auf dem Schlosse Hornstein, der nachmaligen Wilhelmsburg zu Weimar, zu einem Trauer-Mahle versammelt. Bei dieser Gelegenheit erinnerte Caspar von Teutleben, wie viel die in Italien blühenden Academieen, z. B. die Academie della Crusca, zur Erhaltung adelicher Zucht und Sitte und zur Verschönerung der Muttersprache beitrügen, und wieviel auch in Deutschland eine ähnliche Gesellschaft, theils für die Erhaltung deutscher Art und Sitte, theils für die Bewahrung der Muttersprache vor dem verderblichen Einflusse der Sprachmenger, leisten könne. Die anwesenden fürstlichen Personen wurden von dem Gedanken lebhaft ergriffen; sie beschlossen, die Gesellschaft sogleich anzufangen, und ihr die damals so beliebte Einrichtung eines Ordens zu geben. Ein deutscher Fürst sollte jederzeit Oberhaupt der Gesellschaft seyn, „um sie durch sein hochfürstliches Ansehen vor allen Lästerern und neidsüchtigen Feinden, insonderheit aber vor den neugierigen Wortketzern zu schützen, welche nach ihrer überwitzigen Einbildung große Sprachlehrer seyn wollen, und doch die ädele uhralte Mundart durch ihre phantastischen Schreibereien mehr schänden als ehren.“

Jedes Mitglied sollte einen seine Eigenthümlichkeit bezeichnenden Gesellschafts-Namen, ein dazu passendes Gemälde oder Sinnbild — mehrentheils irgend

*) Beckmann in der „Anhaltinischen Chronik“ Thl. V. Bd. 3. Kap. 1 nennt ihn Christoph von Teutleben; vermuthlich verwechselt er Teutlebens Vornamen mit dem Vornamen des gleichfalls anwesenden Krosigk.

ein Gewächs — und einen sich auf das Sinnbild beziehenden Spruch erhalten. — Die Gesellschaft selber nannte sich die Fruchtbringende Gesellschaft oder den Palmen-Orden; zu ihrem Sinnbilde erwählte sie den indianischen Palm- oder Kokosbaum, weil jeder Theil desselben nützlich zu gebrauchen sey; das Wort oder der Spruch der Gesellschaft war: „Alles zu Nutzen". Es wurde hierauf Ludwig, Fürst zu Anhalt, für das Oberhaupt, Caspar von Teutleben aber für das erste Mitglied des Ordens erklärt. Jener nannte sich, ohne Zweifel die in der Academie della Crusca gebräuchlichen Benennungen nachahmend, den Nährenden, sein Sinnbild war ein Waizenbrod und sein Spruch: „Nichts Besseres". Teutleben erhielt den Namen des Mehlreichen, zum Gemälde das reine Waizenmehl, so durch den Beutel bei dem Mahlen herab fällt; zum Spruch: „Hier findet sich's".

Merkwürdig bleibt es, daß eine Gesellschaft, welche allem gezierten Wesen des Auslandes entgegen arbeiten wollte, gerade in dieser Spielerei demselben nachahmte, und die Sucht geistreich zu scheinen bis zur ärgsten Geschmacklosigkeit hinauf trieb, die um so mehr auffallen mußte, da Alles mit einem steifen, fast pedantischen Ernst getrieben wurde, während die burlesken Namen, mit welchen man sich in den italischen Academieen begrüßte, für ein naturgemäßes Erzeugniß eines Volkes gelten konnten, das den ausgelassensten Scherz mit dem strengsten Ernste zu paaren gewohnt ist. Die Rolle der Gesellschaft zeigt uns gleich unter den ersten Mitgliedern einen Käumling, sein Sinnbild, das Korn, so aus einem Erdenklos käumet, sein Spruch: „Gedrückt doch nicht erstickt"; einen Wohlriechenden, sein Gemälde eine ausgeblühte Maienblume, sein

Spruch: „Mit Süß gemischt"; einen Gemästeten, sein Sinnbild, ein Scheffel voll Bohnen, sein Spruch: „Hiermit"; ferner einen Gekochten, einen Steifen und sogar einen Abtreibenden, der zum Gemälde den Wiesenkümmel, und zum Spruch: „Die Winde" hatte.

Jedes Mitglied sollte an einem sittiggrünen Bande ein in Gold geschmelztes Gemälde tragen, das auf der einen Seite der Gesellschaft, auf der andern des Gesellschafters Namen, Sinnbild und Wort enthielt; ja unter der Regierung des ersten Oberhauptes war jedes neue Mitglied verpflichtet, Namen, Wort und Gemälde und das Jahr seines Eintritts in den Orden, auf grauen Atlas, sein angebornes Wappen aber auf sittiggrünen Atlas auf das künstlichste und in einer vorgeschriebenen Größe sticken zu lassen, wodurch der Saal der Gesellschaft auf dem Schlosse zu Cöthen eine prachtvolle und in vieler Hinsicht anziehende Tapete erhielt, welche aber weggenommen wurde, als im Jahre 1665 Fürst Ludwigs einziger Sohn, Wilhelm Ludwig, ohne Erben starb, und seine Vettern, Lebrecht und Emanuel, aus der bisherigen Plötzkauischen Linie ihm folgten. Weder Beckmann noch irgend ein Anderer giebt uns an, wohin die Tapete gekommen sey. *)

Der eigentliche Zweck der Gesellschaft spricht sich

*) Herr Schul-Director de Marées zu Dessau schrieb vor einiger Zeit auf meine deshalb gemachte Anfrage: „Noch bemerke ich, daß in Groß-Möhlau, unweit Gräfenhainichen, einem Dorfe des ehemaligen sächsischen Churkreises, jetzt einem Rittergute unseres Herzogs, ehemals ein ähnlicher Saal mit den Wappen und Sinnbildern der fruchtbringenden Gesellschaft verziert gewesen ist. Wie er dahin gekommen, weiß ich nicht; vor 30 bis 40 Jahren war er noch da, jetzt ist er auch nicht mehr; die Bilder sind, glaube ich, überstrichen."

am bestimmtesten in den drei Satzungen aus, welche bereits unter dem ersten Oberhaupt der Gesellschaft, ich weiß aber nicht, ob gleich bei der Gründung derselben, entworfen und den neuen Mitgliedern vor der Aufnahme vorgehalten wurden. Ich theile sie mit, wie sie in Georg Neumarks neusprossendem Palmbaum enthalten sind:

„Zum Ersten.

Sollen sich alle Fruchtbringenden Gesellschafter, wes Standes oder Religion Sie seyn, Erbar, Verständig und Weise, Tugendhaft und Höflich, Nützlich und Ergetzlich, Leutselig, Mäßig überall erweisen, rühmlich und ehrlich handeln, bei Zusammenkünften sich gütig, frölich und vertraulich, in Worten, Geberden und Werken treulich erweisen, und gleich wie, bei angestellten Zusammenkunften keiner dem andern ein widriges Wort übel aufzunehmen, höchlich verboten; Also soll man auch dagegen aller ungeziemenden Reden und groben Schertzes, sich zu enthalten, festiglich verbunden seyn.

Zum Andern.

Soll auch den Gesellschaftern vor allen Dingen obliegen, unsere Hochgeehrte Muttersprache, in ihrem gründlichen Wesen und rechten Verstande, ohn Einmischung fremder ausländischer Flickwörter, sowol im Reden, Schreiben, Getichten, aufs allerzier- und deutlichste zu erhalten und auszuüben; Auch so viel möglich, insonderheit bei den Mitgesellschaftern, zu verhüten, daß diesem in keinem nicht möge zuwider gehandelt, vielmehr aber gehorsamlich nachgelebt werden: Wozu denn einem jedweden seine beiwohnende Höflichkeit, ohn das vielfältige Anleitung geben wird.

Zum Dritten.

Sollen auch alle Gesellschafter zu gebührender Dankbezeugung der erwiesenen Ehre sich belieben lassen, ein in Gold geschmelztes Gemähle; Worauf einseitig der Palmbaum und das Wort der Fruchtbringenden Gesellschaft geordnet; Anderseitig aber des Gesellschafters selbst eigenes Gemähl mit dem Namen und Worte, an einem sittig-grünen Seidenen Bande zu tragen; damit Sie sich unter einander bei begebenden Zusammenkünften desto leichter erkennen, und dadurch dero hochrühmliches Vorhaben kündig gemacht werden möchte."

Die Aufnahme in den Orden hing von dem jedesmaligen Oberhaupte ab, und wurde zuweilen bloß durch einen offenen Brief des Oberhauptes, in der Regel aber, vorzüglich bei angesehenen oder fürstlichen Personen, auf dem Schlosse zu Cöthen, nachmals zu Weimar, mit halb feierlichen, halb lächerlichen Gebräuchen vollzogen. Der Aufzunehmende erhielt den Antrag zum Eintritt gewöhnlich bei Tafel; nachdem er denselben angenommen hatte, wurde er auf den sogenannten Drehstuhl gesetzt, ihm die Satzungen der Gesellschaft und die Pflichten eines Palmgenossen vorgehalten, ihm sein Gesellschafts-Name, Bild und Wort auf einem Zettel überreicht. Hierauf mußte das neue Mitglied aus dem sogenannten Oelberger, einem schönen geschnittenen Schaalenglase, auf das Wohl der Hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft trinken, und in der Reihe der anwesenden Mitglieder den untersten Platz einnehmen; denn es gehörte zu den Gesetzen des Ordens, daß die Rangfolge der Mitglieder immer durch die Zeit des Eintritts in dieselbe bestimmt werden sollte. Lebte der Aufzunehmende nicht in der Nähe des

Oberhauptes, so wurde die feierliche Aufnahme wohl einem angesehenen Mitgliede aufgetragen, aber von diesem, wegen der damit verbundenen Kosten, nicht selten abgelehnt.

Die oben beschriebenen Ceremonieen bei der Aufnahme eines Mitgliedes hieß die Hänselung, und wird unter diesem Namen einige Male in den Acten der Gesellschaft erwähnt. Beckmann in seiner „anhaltinischen Chronik" sagt darüber, man habe bei Annahme eines neuen Mitgliedes einen vergnügten Abend gehalten, „dabei man sich mit einem vergnügenden Scherz und gutem Glase Wein ergötzt, welches die Gesellschaft aus einer lustigen Comparaison der damals unter den Kaufleuten üblichen Gewohnheit das Hänseln, und den dabei jederzeit getrunkenen guten Wein des Königs Schirm genannt." Vermuthlich war diese Hänselung nach Zeit und Umständen verschieden, nicht selten aber auch mit manchem derben Scherz verbunden, wie ihn die damalige Zeit und die Laune der Gesellschaft mit sich brachte. *)

Zu Mitgliedern wählte man vorzüglich fürstliche und adeliche Personen, so daß Neumark unter den bis zum Jahre 1662 aufgenommenen 750 Palmgenossen

*) Auf diese Hänselung bezieht sich, nach Beckmanns Meinung, auch eine im Archiv zu Cöthen gefundene Zeichnung, welche er in der „Anhaltinischen Chronik" hat abbilden lassen. Sie besteht aus einem Oval, an welchem man oben den Wahlspruch, unten den Gesellschafts-Namen des Herzogs Wilhelm von Sachsen-Weimar sieht. Unter einem Birnbaum sitzen an einer Tafel, und zwar oben an dem schmalen Ende, Fürst Ludwig zu Anhalt, einen großen, fast wie eine Schüssel gestalteten Pokal, vermuthlich den sogenannten Oelberger, in der Hand; neben ihm Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, Fürst Johann Casimir zu Anhalt, Hans Heinrich von Wuthenau, Friedrich von

einen König, nämlich Carl Gustav, Pfalzgraf bei Rhein, nachmals König in Schweden, ferner drei Churfürsten, 149 Herzoge, vier Markgrafen, 10 Landgrafen, 8 Pfalzgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen und 35 Freiherren anführen konnte. Auch unter den Uebrigen war der größere Theil vom Adel oder Gelehrte von entschiedenem Rufe; denn Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar versagte einem sehr empfohlenen Manne die Aufnahme, weil er noch nicht in wirklichen Amtsdiensten stehe, und außerdem eine Schrift unterschiedlichen vornehmen Leuten zugeeignet hatte, welches der Herzog „vor ein ziemliches Laster" hielt.

Es ist gewiß nicht zu bezweifeln, daß die Gesellschaft den in ihrer ersten Satzung ausgesprochenen Zweck, die Erhaltung deutscher Sitte und Zucht, als den wichtigeren angesehen und dadurch für Deutschland wohlthätig gewirkt hat. Ein schönes Band knüpfte sich zwischen Fürsten und Adel und den Gelehrten aus allen Ständen, und wenn diese durch die Aufnahme in einen Verein fürstlicher Freunde deutscher Sitte und Sprache sich geehrt fühlten, und dadurch manches schlafende Talent geweckt und manches verkannte hervor gezogen wurde, so theilte sich jenen der volksthüm-

Schilling, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar; unten, dem Fürsten Ludwig gegenüber, sitzen Friedrich von Kospoth und Dietrich von dem Werder; auf der andern Seite Tobias Hübner, Herzog Albrecht von Sachsen-Weimar, Heinrich von Krage und Christoph von Krosigk; Alle kenntlich an ihren Gesellschafts-Namen, welche an Bändern theils über ihren Köpfen, theils unter ihren Sitzen — kleinen Bänken ohne Lehnen — zu lesen sind. Im Hintergrunde sieht man eine bergige Landschaft mit zwei über einander liegenden Ruinen alter Schlösser. Auf einem Wege liegen zwei Personen auf der Erde und die eine über der anderen, mit der Beischrift: „Walzet recht!"

liche und wissenschaftliche Sinn mit, der nur zu leicht in den höheren Ständen verloren geht./ Darum dürfen wir aber die mehrmals ausgesprochene Gemeinschaft aller Mitglieder nicht zu weit ausdehnen; denn Neumark erinnert gewiß nicht ohne besondere Veranlassung: „Es hat aber allhier gar nicht die Meinung, daß große Herren und hohe fruchtbringende Gesellschafter sich mit den Niedrigern in verächtliche und allzugemeine Kundschaft einlassen, oder die Niedrigern, weil sie auch Ordensgenossen, denen vornehmen Standespersonen, wie Etliche aus unbescheidener Kühnheit und thörichter Einbildung sich unterstanden, allzu nahe zu treten; sondern vielmehr, erheischender Nothdurft und Umständen nach, in unterthänigster Aufwartung und geziehmender Demuth verharren sollen, damit jenes Theils keine Verachtung, diesseits aber keine gefährliche Unterdrückung verursacht werde.“

Wie viel indeß die Gesellschaft für die Erhaltung und Beförderung deutscher Gesinnung gethan haben mag, es ist seiner Natur nach ein Vergängliches, wovon der Nachwelt wenigstens keine sichtbare Spur bleibt. Nur von ihrem Wirken für deutsche Sprache kann daher in dieser Darstellung die Rede seyn, aber in dieser Hinsicht hat die Gesellschaft viel weniger geleistet, als von den ihr zu Gebote stehenden Kräften sich erwarten ließ, und ihr größtes Verdienst bleibt das Eine, daß sie eine warme Liebe für die Muttersprache und einen regen Eifer in darstellenden Werken erzeugt, gefördert, gepflegt hat. Von gemeinschaftlichen Forschungen und wissenschaftlichen Mittheilungen findet sich kaum eine Spur. Aber der Orden wollte auch weniger schaffend und Neues erzeugend, als das gute Alte bewahrend und das Fremde und Verwerfliche

abwehrend, wirken. — Zweierlei Sprach-Verderbern wollte sie besonders entgegen arbeiten, den Sprachketzern, welche, sich Sprachlehrer dünkend, durch geschmacklose und abentheuerliche Einfälle die Muttersprache schändeten; und den Sprachmengern, welche ihr durch unverständige Einmischung des Fremden ein buntscheckiges Ansehen gaben. Diese Sprachmengerei, welche man oft, aber mit Unrecht, als ein Erzeugniß der ersten Zeit nach dem westphälischen Frieden ansieht, hatte schon vor dem Anfange des dreißigjährigen Krieges begonnen, und der wackere Justus Georg Schottelius klagt in seiner deutschen Sprachkunst, „daß wir selber nur aus eitler unbetrachteter Fremdgierigkeit unsere angeborne vollkommne, reine, wortreichste Muttersprache sogar deutlos, wortarm und zur bettlerischen Knechtin machen wollen.“ Da war es gewiß ein löbliches Unternehmen, welches der einsichtsvolle C. v. Teutleben vorschlug, eine Gesellschaft zu gründen, „damit unsere edle Muttersprache, welche sowohl an Alter, schönen und zierlichen Reden, als auch an Ueberfluß eigentlicher und wohlbedeutlicher Worte, so jede Sache besser, als die fremde, recht zu verstehen geben können, einen nicht geringen Vorzug hat, welche, sag ich, uns ganz rein in der ersten Muttermilch eingeträufelt, nachmals aber durch fremdes Wortgepräng wässerig und versalzen worden, hinwieder in ihre uhralte gewöhnliche und angebohrne teutsche Reinigkeit, Zierde und Aufnahme eingeführt, einträchtig fortgesetzt, und von dem fremden drückenden Sprachenjoche befreit, durch alte und neue Kunstwörter befestigt, und also endlich in den glorwürdigsten Ehrenthron versetzt werden möchte.“

Aber es scheint doch nicht, als ob die Gesellschaft

dem Eindringen des Wälschen einen hinreichenden Damm entgegen setzen konnte, denn der Unsinn der Sprachmengerei nahm in dem siebzehnten Jahrhundert sogar noch zu, und erhielt sich bis tief in die Mitte des achtzehnten, wo sich der Fieber=Anfall der Fremdgierigkeit zu legen anfing, und man allmählig wieder zu der Besinnung gelangte, daß dem Deutschen nur deutsches Wort gezieme, nicht ein Sprachgemisch, bei welchem man mit Neumark immer fragen möchte: „wer teutschet mir das Teutsche?“ Wie weit man es um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts darin gebracht hatte, das können uns einige in C. G. v. Hille's „teutschem Palmbaum“ mitgetheilte Proben „à la modischer Schreibart“ beweisen, wenn sie auch nur erfunden seyn mögen, das Thörichte der Sprachmengerei durch Uebertreibung zu verspotten, was durch die angegebenen Namen der Verfasser, z. B. „Confusius von Ollapotrida“ mehr als wahrscheinlich wird. Zur Gemüthsergötzung folge hier ein in „à la modischer Schreibart“ abgefaßtes Gedicht von dem eben genannten Verfasser:

1.

Reverirte Dame,
Phoenix meiner ame,
Gebt mir audienz:
Euer Gunst meriten,
Machen zu falliten
Meine patienz.

2.

Ach ich admirire
Und considerire
Eure violentz,
Wie die Liebesflamme
Mich brennt sonder blasme,
Gleich der Pestilenz.

3.
Ihr seid sehr capable,
Ich bin peu valable
In der eloquenz:
Aber mein serviren
Pflegt zu dependiren
Von der influentz.

4.
Meine Larmes müssen
Von den jouen Flüssen
Nach der Singcadentz;
Wie der Rhein couliret,
Und sich degorgiret,
Nechst bei Cobelentz.

5.
Solche amartume
Macht Neptuno rhume
In Oceans Grentz',
Kommt ihr Flußnajaden
Und ihr Meertriaden,
Schaut die consequentz.

6.
Belle werdt ihr lieben,
Und nicht mehr betrüben
Eure Conscientz.
Werdt ihr rejouiren,
Die im Meer versiren
Nach der aparentz.

7.
Die coquilles tragen,
Werden tandem fragen
Nach der excellentz,
So die saliteten
Adulciret hätten
Durch die abstinentz.

8.
Abstinentz von hassen,
Und sich lieben lassen
Sonder insolentz
Kan das Meer versüßen

Bis zu euren Füßen
Macht Euch reverentz.

Confusius von Ollapotrida.

Auf ähnliche Weise verspottet Clajus, ein Mitglied des pegnesischen Blumen=Ordens, die Sprachmengerei in folgendem Liede:

Maîtresse meines Leibs, Princesse meiner Glieder,
Altesse meines Glücks, Duchesse meiner Lieder,
Lucerne meines Thuns, Arzt meiner Nullität,
Die meinem Sensitif ein güldnes Cabinet,
Ein Ordre meiner Ruh und meines Tod's Oracul.
Des Denkens, das ich nähr, ein stetes Habitacul,
Revange meiner Noth, Madame die ihr seid,
Hört an mein' chansonnet, parlant von meinem Leid.

Indeß bedurfte es für uns nicht dieser erdichteten Beispiele, da wir eine fast eben so buntscheckige Schreibart, in zahllosen Beispielen, selbst aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts finden, deren Verfasser in allem Ernste sich durch den geflickten Lumpenrock ein vornehmes Ansehn und ein nobles air zu geben bemühten. Was aber in unserer Zeit dem Streben nach Reinheit der Sprache hinderlich ist, das war es auch schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts: jener unverständige Eifer nämlich, der urplötzlich alles Fremde aus der Sprache verbannen will, ohne zu fragen, mit welchem Rechte es vielleicht in dieselbe aufgenommen wurde; der nicht die lebendige Rede oder die durch den inneren Werth sich empfehlende Schrift, sondern die Sprachlehre und das Verdeutschungswörterbuch als Mittel gebrauchen will, den neuen Gebilden beim Volke Eingang zu schaffen; der nicht aus dem tiefen Born der Sprache und aus dem Leben selber neue Wörter schöpft, und wie aus einem Guß und Fluß entstanden sogleich lebendig dahin stellt, sondern die

Verdeutschung nach Wörterbuch und Sprachlehre mühsam zurecht zimmert. Leider brachte das Streben der fruchtbringenden Gesellschaft mehre Verirrungen dieser Art hervor, gegen welche sich die besonnenern Köpfe stark genug erklärten; denn ich zweifle nicht, daß G. Neumark an die Zesensche Schule dachte, als er S. 87 seines Palmbaums „der widerspänstigen und wunderseltsamen Orthographisten und der phantastischen Pikkelheringe" erwähnte, welche Schottelius Werk „über die deutsche Hauptsprache" bekritteln, dagegen das unschuldige V verbannen, und der Jugend weiß machen wollen, man müsse nie ein sch vor einem Mitlauter gebrauchen, nicht Schmerz schreiben, sondern Smerz, nicht machen, sondern machchen, nicht Tochter, sondern Toghter. Wirklich vertheidigte Philipp von Zesen eine Zeit lang diese und ähnliche Grillen, und sie wurden von seinen Schülern zum Anstoß und Aergerniß der wahren Sprachfreunde und zur Ergötzung der Spötter eine Zeit lang wirklich in die Schrift eingeführt, und brachten dadurch den armen Zesen noch mehr um Achtung und Ansehen. Auch das deutet gewiß auf Mißbilligung der Zesenschen Grillen hin, daß Georg Neumark sowohl der Hirten an der Pegnitz als des Elbschwanen-Ordens rühmlich erwähnt, die Teutschgesinnte Genossenschaft aber mit Stillschweigen übergeht, ungeachtet sie früher als jene gegründet, und der Stifter dieser, wie jener, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft war.

Ein bleibendes Verdienst um das deutsche Schriftenthum würde sich die Gesellschaft erworben haben, wenn sie ihren Vorsatz ausgeführt hätte, die Denkmäler altdeutscher Dichtkunst aus der Vergessenheit und dem Staube der Klöster wieder hervorzuziehen;

aber was sie in dieser Hinsicht gethan hat, beschränkt sich, soviel ich weiß, auf den Abdruck des Gedichtes von dem Wendenkönige Anthyr, welches von zwei kaiserlichen Soldaten in einem vermauerten heimlichen Schranke im Kloster zu Dobberan gefunden wurde, durch den Lehrgebietenden der Mecklenburgischen Prinzen Heinrich Langermann in Hille's Hände kam, und von Neumark in dem „Neusprossenden Palmbaum" S. 120—127 mitgetheilt wird. Wie sehr ist es in dieser Hinsicht zu bedauern, daß das Wirken der Gesellschaft nicht mit der in unserer Zeit wieder erwachten Liebe zu den alten Denkmälern deutscher Kunst und Wissenschaft und der rechten Würdigung des Alten zusammen traf, die sich eben so weit von thörichter Ueberschätzung als vornehmer wälschender Verachtung des Alten, das schon als Denkmal der Zeit, der Sitten und der Bildung geschichtlichen Werth hat, entfernt hält.

Gewiß würde die Gesellschaft sich länger erhalten haben, wenn sie irgend ein bestimmteres wissenschaftliches Streben zum Mittelpunkt ihrer Thätigkeit gemacht, und dem unbestimmten Willen, für deutsche Sprache Ersprießliches zu leisten, ein bestimmtes Ziel der Thätigkeit angewiesen hätte. Unter der Regierung des Schmackhaften, des Herzogs Wilhelm von Sachsen-Weimar, welcher dem Nährenden am 8ten Mai 1651 folgte, und der Gesellschaft bis zu seinem Todestage, den 17ten Mai 1662, vorstand, scheint wirklich dieser Gedanke manche Mitglieder des Ordens beschäftigt zu haben; mit dem Tode dieses ihres zweiten Oberhauptes erkaltete aber der Eifer für die Gesellschaft so sehr, daß fünf Jahre vergingen, ehe man in der Person des Wohlgerathenen, des Herzogs

August, postulirten Administrators des Erzstiftes Magdeburg, ein neues Oberhaupt wählte. Am 14ten des Heumondes 1667 wurde der Erzschrein, das silberne Siegel und die Stamm-Rolle der Gesellschaft nach Halle, dem damaligen Sitz des Administrators, abgeliefert, der für die Gesellschaft nichts weiter that, als daß er noch eine ziemliche Anzahl neuer Mitglieder aufnahm. Nach seinem Tode wählte man kein neues Oberhaupt, sondern ließ die Gesellschaft, als hätte sie sich längst überlebt, ruhig verscheiden.

Wenn indeß die Gesellschaft erlosch, ohne irgend eine sichtbare Spur ihres Daseyns und Wirkens zurück zu lassen, so läßt sich doch nicht dasselbe sagen von den Männern, welche ihr angehörten, und unter denen sich bedeutende und achtungswerthe Namen befinden. Das wenigste freilich von dem, was sie geleistet haben, kommt auf Rechnung der Gesellschaft; denn Dichter und Sprachforscher ohne Geburt wurden erst dann in den Orden aufgenommen, wenn sie ihren Ruf bereits begründet hatten; aber dennoch werden die Namen Siegmund von Birken oder Betulius, Andreas Gryphius, Moscherosch, oder wie er sich in seinen Schriften nennt, Philander von Sittewald, J. C. Homburg, der in seiner „schimpf- und ernsthaften Clio" noch immer fortlebt, Georg Philipp Harsdörfer, der Stifter des pegnesischen Blumen-Ordens, Georg Neumark, der Verfasser des Liedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten", Martin Opitz, der Vater der neueren Dichtkunst, Johann Rist, der geistliche Sänger, Justus Georg Schottelius,*) der Verfasser eines für seine Zeit

*) Es ist mir immer auffallend gewesen, daß ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, bloß der Sitte jener Zeit huldigend, seinem ächt deutschen Namen eine lateinische Endung

vortreflichen Werkes über die deutsche Sprache, Dieterich von dem Werder, der in seiner Uebersetzung von Tasso's „befreitem Jerusalem" und Ariosto's „rasendem Roland" den ersten gelungenen Versuch machte, die künstliche Form der Stanze nachzubilden, ja selbst Philipp von Zesen, der oft verkannte Sprachkünstler und Sprachreiniger, immer eine Zierde der fruchtbrin-

angehängt haben sollte, und ich habe immer gemeint, die Latinisirung sey schon von einem Vorfahren unsers Sprachforschers vorgenommen, und von diesem nur aus Rücksichten beibehalten worden. Späterhin ist es mir aber zweifelhaft geworden, ob er sich wirklich überall Schottelius geschrieben, und auch im gemeinen Leben so genannt worden sey. Auf dem Titel seiner „ausführlichen Arbeit von der deutschen Haubt-Sprache" steht freilich: ausgefertigt von Justo - Georgio Schottelio D., und unter der Zueignungsschrift an den Herzog August von Braunschweig: Justus - Georgius Schottelius; aber wenn ein Mal die Vornamen latinisirt wurden, so mußte der Geschlechtsname wohl auch die fremde Form annehmen; und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß der Mann im gewöhnlichen Leben weder Schottelius noch Schottel, sondern Schottelin geheißen habe. In meinem Exemplar seiner teutschen Verskunst ist der ausgerissene Titel, der in den Ausgaben mit dem ganz lateinischen Justi - Georgii Schottelii etc. anfängt, von einem ehemaligen Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Leipzig in folgender Art ergänzt: Des Suchenden teutsche Verskunst von Justus George Schottelin. Nürnberg 1644. In eben diesem Buche findet sich unter den damals üblichen Zuschriften an den Verfasser auch eine von Johann Rist, mit einem in Kupfer gestochenen Sinnbild, das die Ueberschrift führt: Sinne Bild Ueber des Edlen Vesten und Hochgelahrten Herren Justus Georg Schottelien, Beider Rechte Licentiaten, teutsche poetische Kunst. Ich muß es mir gefallen lassen, daß man in der letzten Stelle das viersylbige Schotteli-en für einen Genitivus wie Licentiaten erklärt, und die Gewähr des sonst wenig bekannten Leipzigers nicht gar hoch anschlägt. Aber in eben diesem Buche findet sich noch ein Gedicht von Harsdörfer, in welchem die teutsche Verskunst sich also vernehmen läßt:

genden Gesellschaft seyn, und mit Ehren neben den fürstlichen Personen genannt werden, von welchen der eigentliche Glanz der Gesellschaft ausging.

Freilich ist unter den genannten Männern, außer Opitz und Dietrich von dem Werder, Keiner, der auch als weltlicher Dichter einen vorzüglichen Rang behauptet; denn das siebzehnte Jahrhundert war überhaupt nicht das Zeitalter der weltlichen Dichtkunst; die Zeit der Minnelieder und der Rittergesänge war längst

Es hat in Neuligkeit Bezaleel sich funden,
Der mich in teutscher Sprach das erstemahl geschmückt,
Und weil nach seinem Tod ich blieb noch gar zerstückt,
Folgt Ahaliab ihm mit gleichem Geist verbunden.

In einer gedruckten Anmerkung wird aber für Bezaleel M. Opitz, für Ahaliab J. G. Schottelin gesetzt. Unter einem „Dreiständigen Sinnbild auf des Suchenden wohl erfundene Verskunst, aus gebührender Freund- und Dienstschuldigkeit beigestellt von Samuel Hunden" findet sich freilich auch der Vers:

Herr Schöttel beschiffet das Teutsche Sprachen Meer u. s. w.

und die Zeugen stimmen also in ihrer Aussage nicht recht überein, ja man könnte Schottelin, Schöttel und Schottel für drei verschiedene Versuche halten, den lateinischen Namen zu deutschen. Ich wüßte aber doch nicht, wie man aus Schottelius Schottelin machen konnte, wenn der Name nicht wirklich im Gebrauch war, man müßte denn darin eine Spielerei des Spielenden (Harsdörfer) suchen, der aber sonst doch eben so viel Glauben verdient, als ein sonst völlig unbekannter Hund.

Der Herr Geh. O. R. R. von Meusebach zeigte mir ein Mal zur Widerlegung meiner Meinung einen Folianten, welchen Schottel(ius) oder Schottelin und nach ihm dessen Sohn besessen und mit ihrem vollständigen Namen bezeichnet haben; ich kann aber nicht dafür, daß des Vaters Handschrift sich gerade wie Schottelin liest, wogegen freilich der Sohn seinen Namen sehr zierlich und deutlich Schottelius geschrieben hat. — Uebrigens wechseln auch in dem Nibelungen-Liede die Namen Werbel und Werbelin, Swemmel und Swemmelin mit einander ab.

vorüber, die klassische Dichtkunst der Alten konnte sich keinen Eingang bahnen in das geistige Leben der Deutschen; holländische und französische Dichter waren und blieben daher die Muster, welchen die deutschen Dichter jenes Zeitalters nachstrebten, und sich so von Neuem in einen gefährlichen Widerspruch mit sich selber verwickelten, indem sie das Fremde in der äußeren Darstellung mit sichtbarer Aengstlichkeit vermieden, und doch den Geist und den Ton ihrer Gesänge gerade durch das Fremde bestimmen ließen. Aber wie durch die nachgeäffte französische Artigkeit der damaligen deutschen Junker die deutsche Einfalt und Schlichtheit oder — Unbehülflichkeit, wenn man lieber will, immer wieder hervor brach, so konnte auch in der Dichtkunst ein aus der Fremde verpflanztes Gewächs nicht das auf heimischem Boden entsprossene unterdrücken. Kein Zeitalter hat das Kirchenlied, diese dem deutschen Volk eigenthümliche Gattung, mit solcher Vorliebe und mit gleichem Glücke gepflegt als jene Zeit, welche das Gemüth des frommen und sinnigen Deutschen immer mehr von der äußeren Zerstörung auf das Ewige und Unvergängliche hinwies. Auch deutsche Fürsten, wie der Schmackhafte, Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, und der S i n g p r a n g e n d e, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg, Verfasser eines „christ-fürstlichen Davids-Harfenspiels", versuchte sich mit Glück in dem geistlichen Liede, und des Ersteren bekanntes Lied: „Herr Jesu Christ dich zu uns wend", wird, trotz seiner veralteten Form, noch immer mit Andacht und Erbauung in unsern Kirchen gesungen, wie denn überhaupt die besseren Kirchen-Gesänge aus jener Zeit, so viel sich im Einzelnen gegen Form und Inhalt erinnern läßt, durch Wahrheit und Innigkeit des Ge-

fühls und oft durch Kraft und Angemessenheit des Ausdrucks sich dem Volke so werth gemacht haben, und in sein ganzes Wesen so tief eingedrungen sind, daß es schon darum eben so schwer seyn würde als sündlich, sie ihm durch Auslassung aus den neuen Sammlungen zu entreißen, oder, was beinahe auf dasselbe hinaus kommt, durch Verflachung ungenießbar zu machen. — An dieser glücklichen Ausbildung des Kirchenliedes, und man darf wohl hinzu setzen des Kirchen-Gesanges (denn viele Lieder-Dichter setzten, wie Georg Neumark, die Sangweise zu ihren Liedern selbst), hatte die fruchtbringende Gesellschaft nicht unbedeutenden Antheil, und wenn die Kunst, geistliche Sangweisen zu setzen, nach dem Urtheil vieler Sachkenner in unsern Tagen, zu den Künsten gehört, welche im Laufe der Zeit verloren gegangen sind, so müssen wir dieses Verdienst der Gesellschaft, mehr als jedes andere, dankbar anerkennen.

Daß die fruchtbringende Gesellschaft auch dem Tadel der Zeitgenossen nicht entgangen seyn werde, läßt sich um so weniger bezweifeln, als die Wichtigkeit, mit der manche Mitglieder die Spielereien des Ordens behandelten, nicht selten an das Lächerliche grenzte; die Witzbolde erinnerten daher, daß auch in den Mühlen oft eine ganze fruchtbringende Gesellschaft sey, durch welche der Mehlreiche — sie meinten nicht das Oberhaupt des Palmen-Ordens, sondern das Oberhaupt der Mühle — die nahe Stadt mit Mehl zu versorgen pflege. Dessenungeachtet sprach der Gedanke eines Vereins für die Aufnahme der Muttersprache die Gelehrten jener Zeit ungewöhnlich an, und mehr als eine Gesellschaft bildete sich im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts nach dem Muster der fruchtbringenden Gesellschaft. Die

erste Nachahmung derselben war die aufrichtige Tannengesellschaft, welche im Jahre 1633 von Jesaias Rompler von Löwenhalt zu Straßburg am Rhein gestiftet wurde, aber nach wenigen Jahren, man weiß nicht genau wann, sich wieder auflöste. Die Gesellschaft sollte immer nur aus wenigen Mitgliedern bestehen, und außer dem Stifter sind mir nur Johann Mathias Schneuber, Professor der Poesie zu Straßburg, und Georg Rudolph Weckherlin, Geheimschreiber des Pfalzgrafen Carl Ludwig, als Mitglieder bekannt geworden. Die Gedichte dieser Männer, nämlich:

1. „G. R. Weckherlins geist- und weltliche Gedichte. Amsterdam 1641.“
2. „J. M. Schneubers Gedichte. Straßburg 1644.“
3. „Jesais Romplers von Löwenhalt erstes Gebüsch seiner Reimgedichte. Straßburg 1647.“

sind übrigens die einzigen mir bekannten Quellen, aus welchen man sich über den Zweck und den Geist der Gesellschaft belehren kann; aber es scheint nicht, als ob man die frühzeitige Auflösung derselben sehr zu beklagen habe. Am wenigsten konnten ihre Versuche, die Orthographie zu verbessern, fehlerhaft gebildete Wörter zu berichtigen oder fremde zu verdeutschen, auf den Beifall der Sprachkenner rechnen. Romplers „Mitteldupfen“ für Mittelpunkt, „Sag-Märe“ für Fabel, „Klag-Märe“ für Tragödie, „tondern“ für donnern, „das Kehr“ und „das Wiederkehr“ für Strophe und Antistrophe; Weckherlins „erheitzigen“ für erhitzen, „torrecht“ für thöricht, „äufferig“ für eifrig, „zwainzig“ für zwanzig, „Wält“ und „Mänsch“ für Welt und Mensch, konnten wohl um so weniger auf Billigung und Nachahmung rechnen, als sie für ihre

Veränderungen keine Gründe anführten, und die wahren Sprachfreunde doch nie die Besinnung verließ, daß es thöricht sey, an dem äußeren Kleide der Sprache zu schneiden und zu schnitzeln, ohne den Sprachkörper zu kennen, den jenes Kleid in seiner natürlichen Gestalt und Schönheit darstellen sollte.

Wie schlecht sich Schneuber durch seine Neuerungen bei seinen Zeitgenossen empfohlen habe, erzählt er selber in der Vorrede zu dem zweiten Theil seiner Gedichte. „Anno 1641 hab ich ein Gedicht geschrieben, womit ich ohnwissend in das Wespen-Näst gestochen, massen eine unter dem Namen Dionysius Härpflinger alsobald herfür geschnurret, in willens mir einen giftigen Angel zu stecken, da er also schrieb:

„Das alte A. B. C. liegt nunmehr auf dem Schragen,
C ist schon ganz dahin, und muß den Fall beklagen.
Ph der arme Tropf ist in den Grund verderbt,
Und hat das zierlich F schon seine Stell geerbt.
C hat den Tod am Hals, und wäre leicht zu wetten,
Ob sich von dieser Pest das I noch werde retten.
Ich fürcht, es muß noch mit, es schicket sich ja fein,
Wenn G wird für das J wie F für V gemein.
Fil Folk hat sich Ferschanzt — so schreibt man — und darneben,
Was eine fremde Sprach den Teutschen übergeben,
Muß auch geändert sein. Kein Philipp lebet mehr;
Herr Filipp, Falentin die haben jetzt die Ehr.
Filander stehet wohl und Kloris will man preißen,
Bald wird das Christenvolk die Kristen müssen heißen.
Anstatt der Venus sitzt Frau Fenus auf dem Thron,
Kupido nennt sich jetzt der zarten Venus Sohn."

Wie sich Schneuber ebenfalls poetischer Weise, aber mit sehr gelehrten grammatischen Gründen gegen diese schnurrende Wespe verantwortet, kann, wer es mag, bei ihm selber nachlesen; mir scheint es, diese aufrichtige Tannengesellschaft hätte es eben nicht Ursach ge-

habt, Zesens und der Zesenschen Schule zu spotten, und ihre frühzeitige Auflösung sey eine natürliche Folge ihres natur- und sprachwidrigen Bemühens gewesen.

Die teutschgesinnte Genossenschaft.

Von längerer Dauer und von größerem Einfluß war die Teutschgesinnte Genossenschaft, welche Philipp von Zesen im Jahr 1643 zu Hamburg stiftete, und die sich bis zum Jahre 1705 erhalten hat. Sie theilte sich in vier besondere Klassen oder Zünfte, die Rosenzunft, Lilienzunft, Nägeleinzunft und Rautenzunft. Die Mitglieder der Gesellschaft führten besondere Zunftnamen; überhaupt fehlte es auch hier nicht an der geschmacklosen Ziererei, welche eine Eigenthümlichkeit jenes Zeitalters zu seyn schien, wie es die Schriften der Gesellschaft mehr als zur Genüge beweisen. Die Schriften, aus denen man das Leben und Treiben der Gesellschaft näher kennen lernt, sind folgende:

1. „Das Färtigen (d. i. Zesens) Hochdeutsches Heliconisches Rosenthal d. i. der höchstpreiswürdigen Teutschgesinnten Genossenschaft ersten und neunstämmigen Rosenzunft Erzschrein. Gedruckt im Erzschrein der Anstelinnen. 1669.“ 8.

2. „Der hochpreiswürdigen Teutschgesinnten Genossenschaft erster zwo Zünfte, nämlich der Rosen- und Lilienzunft, sämmtliche Zunftgenossen, Zunft- Tauf- und Geschlechtsnamen, sammt ihren Zunftzeichen und Zunftsprüchen. Hamburg 1676.“

3. „Das Hochdeutsche Heliconische Lilienthal d. i. der Teutschgesinnten Genossenschaft zweiter oder siebenfacher Lilienzunft Vorbericht. Hamburg 1687.“

4. „Des Hochdeutschen Heliconischen Nägleinthals Vorbericht. Hamburg 1647.“

5. „Der hochpreiswürdigen Teutschgesinnten Genossenschaft Zunft- und Geschlechtsnamen. Wittenberg 1705.“

Das letztere Werk ist eine von dem Rector Peisker zu Wittenberg besorgte Fortsetzung der oben genannten Schrift gleiches Namens, und zugleich das letzte öffentliche Lebenszeichen der Gesellschaft, daher man, vielleicht mit Unrecht, das Jahr 1705 als das Todesjahr derselben angiebt.

Hatte schon die fruchtbringende Gesellschaft den Tadel der Spötter gereizt, den nur die Rücksicht auf viele vornehme oder mit Recht hochgeachtete Mitglieder laut zu werden verhinderte, so konnte die Teutschgesinnte Genossenschaft wohl kein besseres Schicksal erwarten. Aus der Genossenschaft machten die Witzbolde eine Geschossenschaft, wie sie aus der Tannengesellschaft eine Tannapfelgesellschaft gemacht hatten, und von Philipp von Zesen selbst konnte man mit Wahrheit sagen, daß er frühzeitig durch gute Gerüchte und böse Gerüchte gegangen sey. Von bürgerlichen Aeltern zu Fürstenau im Anhaltischen geboren, erlangte er bald in ganz Deutschland einen bedeutenden Ruf, dem er auch seine Erhebung in den Adelstand und seine Aufnahme in den Palmen-Orden zu danken hatte. Sein unsteter unruhiger Sinn war aber Ursach, daß er nie ein öffentliches Amt erhielt; sein ganzes Leben war eine fortgesetzte Wanderung durch alle Theile des deutschen Vaterlandes; am längsten hielt er sich zu Amsterdam auf, wo er im funfzigsten Jahre seines Alters heirathete, und zu Hamburg, wo er im sechszigsten Jahre seines Lebens (1689) ge-

storben ist. Höchst ungünstig urtheilen über ihn seine Zeitgenossen, besonders Philipp Harsdörfer und Johann Rist, aus deren Briefen in den Acten der fruchtbringenden Gesellschaft uns Heinze einige Stellen über ihn mittheilt. Auch sein jugendliches Leben wurde ihm oft noch vorgerückt, und es ist in mehr als einem Buche zu lesen, daß er zu Leipzig sich in seine Wäscherin verliebt und ihr zu Ehren die „adriatische Rosimunde" geschrieben habe. In neuerer Zeit hat man über seine Verdienste als Gelehrter meist noch ungünstiger geurtheilt, und seine orthographischen Grillen und seinen sogenannten Superpurismus noch zu entschuldigen gemeint, wenn man ihn liebreich für einen halbverrückten Menschen erklärte. Ich habe kaum die Hälfte von Zesens Schriften erhalten, und nur einen sehr geringen Theil derselben lesen können, aber was ich gelesen habe, bestätigt durchaus nicht die harten Urtheile, welche jeder Literator herkömmlich über ihn ausspricht. Zesens „hochdeutscher Helicon oder grundrichtige Anleitung zur hochdeutschen Dicht- und Reimkunst" ist eine für jene Zeit sehr gelungene Anweisung zu dem technischen Theil der Dichtkunst, und unter seinen Gedichten in dem „dichterischen Rosen- und Lilienthal" ist mehr als eines, das seinen Verfasser ehren würde, wenn er nur nicht Philipp von Zesen hieße. Was aber mehr als dies sagen will, Zesen wußte wenigstens sehr bestimmt, was er wollte, und wenn man ihn der Unbeständigkeit in seinen wissenschaftlichen Ansichten beschuldigte, so hätte man doch bedenken sollen, daß Fortschreiten in richtigerer Erkenntniß nicht eben Wankelmuth ist. Um sich aber bestimmt zu überzeugen, daß der Mann mit der wunderlichen Orthographie eben so wenig verrückt war, als Klopstock,

der einen gleichen Versuch, die Orthographie zu vereinfachen, aufstellte und wieder aufgab, muß man die Briefe lesen, welche Andreas Daniel Habichthorst*) in seiner „Bedenkschrift über die Zesische sonderbare Art, Hochdeutsch zu schreiben und zu reden" hat abdrucken lassen, und welche uns von der einen Seite zwar Fehlgriffe zeigen, die leichter verspottet als berichtigt sind, aber von der anderen Seite auch eine wahrhaft erfreuliche Ruhe und Besonnenheit des Urtheils und des ganzen Verfahrens beweisen. So erzählt Zesen in seinem Sendschreiben an Christian Gweintz zu Halle, wie er, die Schwierigkeiten der Aussprache für den Ausländer zu beseitigen, und eine durchgehends richtige „Einpährigkeit" in unsere Schreibweise zu bringen, in seiner „Hochdeutschen Sprachübung 1643", die Verdoppelung mancher Buchstaben eingeführt, weil diese Bezeichnung aber zu viel Raum und Zeit erfordere, in seinem „Rosenmohnd" (1651) eine Bezeichnung der Aussprache durch gewisse Tonzeichen vorgeschlagen habe, und nur, weil diese in den Druckereien fehlten, zu der gewöhnlichen Schreibweise mit wenigen Abweichungen zurück gekehrt sey. In einem anderen Sendschreiben an Malachias Siebenhaar, Professor zu Magdeburg, entwickelt er Grundsätze über Kürze, Wohlklang, Reinheit und Bereicherung der Sprache, welche auch jetzt noch beachtet zu werden verdienen, wenn sie auch von ihm selbst

*) „Wohlgegründete Bedenkschrift über die Zesische Sonderbahre Ahrt Hochdeutsch zu Schreiben und zu Reden u. s. w., durch L. Andreas Daniel Habichthorsten, der hohen Schule zu Rostock öffentlichem Lehrern, u. a. m. wie auch der hochpreiswürdigen deutschgesinnten Genossenschaft, unter dem Zunftnamen des Blühsamen, Mit-Erzschreinhaltern. Hamburg 1678."

nicht immer mit Glück und der nöthigen Vorsicht angewendet wurden." Auch darin hatte Zesen gewiß nicht Unrecht, daß er viele französische Ausdrücke als ursprünglich deutsche in Anspruch nahm, und unter den Versuchen, die Kunstwörter der Dichtkunst zu verdeutschen, sind viele, die einen Vergleich mit neueren Versuchen nicht scheuen dürfen. So nennt er Caesura **Durchschnitt**, Versus ein **Reimband**, Jambus den **steigenden**, Trochaeus den **fallenden**, Dactylus den **rollenden**, Anapaestus den **gegenrollenden**, Spondeus den **zwiefach-langen**, Pyrrhichius den **zwiefach-kurzen**, Creticus den **rollendsteigenden Schritt**. Der catalectische Vers heißt bei ihm der **unvollständige**, der hypercatalectische der **übervollständige**, der Hexameter ein **sechsfüßiger**, der Pentameter ein **fünffüßiger Vers**; Verdeutschungen, die ich wenigstens den in neuerer Zeit versuchten Kurzlang, Langkurz, Langkurzkurz und Kurzkurzlang und ähnlichen in jedem Falle vorziehen würde. Darum will ich aber keineswegs alle Verdeutschungen, welche Zesen in seinen übrigen Schriften versucht hat, in Schutz nehmen, denn allerdings findet sich unter diesen eine große Zahl, die man für völlig verunglückt, oder für durchaus unverständlich erklären muß. So nennt er das genus dactylicum die rollende **Palmen-** oder **Dattelart**, auch wohl die **Buchnerart**; eine Benennung, durch welche er unstreitig seinen Freund August **Buchner** ehren wollte, welcher einen „kurzen Wegweiser zur teutschen Dichtkunst, Wittenberg 1663" herausgegeben, und sich selbst in dactylischen Gedichten versucht hat; auch die erste Benennung sollte vermuthlich nicht bloße Uebersetzung seyn, sondern sich mehr auf die Dattel-Palme, das Sinnbild der fruchtbringen-

den

den Gesellschaft, beziehen. Indeß sind es nicht diese Verdeutschungen, welche Zesens Namen lächerlich machten, sondern diejenigen, durch welche er auch längst eingebürgerte Wörter, an deren fremden Ursprung kein Mensch mehr denkt, nach und nach aus der Sprache zu verdrängen hoffte. Es schien ihm nicht einleuchtend, daß Fremdwörter von deutscher Form, sobald sie Ableitungen durch ächtdeutsche Sylben gestatten, für deutsche Wörter zu nehmen sind. So versuchte er denn auch Verdeutschungen längst deutsch gewordener Wörter, und, man darf wohl sagen, oft sehr unschickliche. Der Tageleuchter für Fenster, der Jungfernzwinger für Nonnenkloster, die Tahlmunde für Widerhall, der Ohnefleisch für Tod und die Zeugemutter aller Dinge für Natur werden noch jetzt als Beläge für das verkehrte Treiben der Superpuristen angezogen, und freilich sind sie um kein Haar besser, als der Gesichtserker für Nase, und ähnliche Mißgeburten aus neuerer Zeit. Aber es waren gewiß weniger seine eigenen, als seiner Nachfolger thörichte Abgeschmacktheiten, die seinen Namen der Mitwelt verächtlich, der Nachwelt lächerlich machten, und man darf wohl sagen, daß er für fremde Sünden, die er entfernterweise veranlaßte, eben so hart gebüßt hat, als für die eigenen.*) Ich kann diese kurze Schilderung eines seltsamen und doch liebenswürdigen Sprachketzers

*) So wie die alte Sage die Thaten ganz verschiedener Helden einem einzelnen Heros zuschreibt, so macht auch die neuere Sage gern den Einzelnen zum Träger des Ruhms oder zum Sündenbock für Viele. So werden auswärts unserem wackeren Zeune alle neueren Verdeutschungen in Zesens Manier zugeschrieben, der Tiefknüppel (Hautbois) und das Hüpfewasser (thé dansant) und sogar das Starkschwachtontastenrührbrett für Fortepiano. Wenn so etwas zuweilen

nicht beschließen, ohne den Wunsch auszusprechen, daß er bald einen Geschichtschreiber finde, der zwar seine Verirrungen für die, welche in seinem Sinne oder doch in einem ähnlichen wirken wollen, zur Lehre und Warnung aufstellen, aber auch seinen mit Unrecht verachteten Namen wieder zu Ehren bringen möge.

Von dem pegnesischen Blumen-Orden.

Der bedeutendste Zweig der fruchtbringenden Gesellschaft ist unstreitig die Gesellschaft der Pegnitz-Schäfer oder, wie sie gegenwärtig sich nennt, der pegnesische Blumen-Orden, dessen Sitz von jeher die ehemalige freie Reichsstadt Nürnberg war. Der Stifter dieses Ordens ist Georg Philipp Harsdörfer,*) aus einem patrizischen Geschlecht zu Nürnberg, wo er im Jahre 1607 geboren wurde und im Jahre 1658 als Rathsherr starb. Auf den hohen Schulen zu Altorf und Straßburg für die Wissenschaft, durch Reisen für das Leben gebildet, erwarb er sich bald einen ausgezeichneten Ruf, so daß seine Zeitgenossen ihn gewöhnlich nur den gelehrten Harsdörfer nennen. Durch seine im Jahre 1640 herausgegebenen „Gesprächspiele" machte er sich auch unter den Kennern der sogenannten schönen Literatur einen bedeutenden Namen und im Jahre 1642 wurde er unter dem Namen

auch verdrießlich ist, so tröstet das doch wieder, daß es in der Regel nur tüchtigen Leuten begegnet, bei lebendigem Leibe zu einer mythischen Person zu werden.

*) Eine ausführliche Nachricht von seinem Leben und seinen Schriften findet sich in dem ersten Bande des „Nürnberger Gelehrten-Lexicons" und in dem zweiten Stück der Quartalschrift für ältere Literatur und neuere Lecture.

des Spielenden — unstreitig eine Anspielung auf die ebengenannten „Gesprächspiele“ — in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, mit deren angesehensten Mitgliedern er, wie die Akten der Gesellschaft beweisen, in fortwährendem Briefwechsel stand. Ein solcher Mann hatte, wenn irgend ein Anderer, vorzüglichen Beruf, in dem Mittelpunkt des Vaterlandes eine gelehrte Gesellschaft zu gründen, und den Geschmack an den Werken der Dichtkunst unter seinen Zeitgenossen zu verbreiten. Es mag eben so sehr das Zusammentreffen günstiger Umstände, als die glückliche Einrichtung seiner Gesellschaft seyn, was sie nunmehr 176 Jahre erhalten hat, während die fruchtbringende Gesellschaft und alle übrigen durch sie veranlaßten Vereine längst vergessen sind. Noch immer steht sie da, ehrwürdig als ein Denkmal aus alter Zeit und achtungswerth durch die Männer, die sie die ihrigen nennt.

Die ausführlichste Nachricht von dem Blumen-Orden findet man in folgendem Werke:

„Historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, bis auf das durch göttliche Güte erreichte Hundertste Jahr, mit Kupfern geziert, und verfasset von dem Mitglied dieser Gesellschaft Amarantes. Nürnberg 1744.“

Der wahre Name des Verfassers ist Johann Herdegen, welcher im Jahre 1750 als Prediger an der Kirche zum Heil. Geist im Neuen Spitale zu Nürnberg starb und durch diese Schrift das hundertjährige Jubelfest der Gesellschaft verherrlichte. Er schöpfte seine Nachrichten zum Theil aus den in dem Ordens-Archiv vorhandenen Briefen und Urkunden, zum Theil

aber aus den Schriften der ersten Vorsteher des Ordens, namentlich aus Siegmund's von Birken „Pegnesis, oder der Pegnitz-Schäfer Feldgedichte" und aus dessen „teutscher Rede- Bind- und Dichtkunst", welche 1679 zu Nürnberg erschien, und den damals lebenden Blumengenossen an der Pegnitz, Aich, Schwarzach und am Main gewidmet ist. Herdegens Darstellung ist unglaublich weitschweifig (das Werk ist nahe an drei Alphabete stark), aber für die Literatur noch immer schätzbar wegen der Nachrichten von dem Leben und den Schriften der Mitglieder des Ordens. Eine kürzere Nachricht findet sich in der „gründlichen Anweisung zur teutschen accuraten Reim- und Dichtkunst, sammt einer Mythologie in teutscher Sprache, vorgetragen von Magnus Daniel Omeis, Professor zu Altorf. Altorf 1704. 4." und in des nämlichen Verfassers im Jahre 1708 gehaltenen „Dissertationibus de claris quibusdam in orbe litterato Noribergensibus". Wer sich über die neuere Geschichte des Ordens belehren will, findet eine kurze, aber vollständige Nachricht in folgender Gelegenheitsschrift:

„Erneuertes Gedächtniß des vor hundert und funfzig Jahren gestifteten Blumenordens in einer vor einer feierlichen Versammlung der gegenwärtigen Ordens-Mitglieder am 15ten Julius 1794 gehaltenen Rede, von dem Vorsteher des Ordens Georg Wolfgang Panzer, Schaffer (d. i. Pfarrer) an der Hauptkirche zu St. Sebald in Nürnberg. Nürnberg 1794." 4.

Die Entstehung des Ordens erzählt Herdegen, oder vielmehr sein Gewährsmann Siegmund von Birken, in folgender Art: Harsdörfer und sein Freund Jo-

hann Klay oder Clajus *) wurden im Jahre 1644 aufgefordert, bei der Vermählungs-Feier eines doppelten Brautpaares ein Hochzeitslied zu dichten, und dem Sieger wurde zum Lohn ein Blumenkranz verheißen. Die beiden Freunde genügten dem Auftrage durch einen Wettgesang unter dem Titel: „Pegnesisches Schäfergedicht in den Berinorgischen (d. i. Noribergischen) Gefilden, angestimmt von Strephon und Clajus", welches im Anfange des ersten Theils der Pegnesis abgedruckt ist. Der freundschaftliche Streit um den Blumenkranz, dessen Keiner würdiger seyn wollte, als der Andere, wurde zuletzt dadurch geschlichtet, daß sie Jeder eine Blume aus dem Kranz für sich nahmen, den Kranz selbst aber einem Verein von Dichtern weihten, den sie unter dem Namen der Gesellschaft der Pegnitzschäfer zu gründen beschlossen. Nach dem Muster der fruchtbringenden Gesellschaft sollte jedes Mitglied eine Blume als Sinnbild und einen beson-

*) Johann Clajus, der Mitstifter des pegnesischen Blumen-Ordens, darf nicht mit einem älteren und bekannteren Gelehrten desselben Namens verwechselt werden, welcher von Herzberg in Sachsen gebürtig, Anfangs Rector zu Goldberg, nachmals zu Nordhausen war, und als Pastor zu Bendeleben, wohin er 1574 versetzt wurde, gestorben ist. Er ist Verfasser einer deutschen Sprachlehre und einer Prosodie, übersetzte auch die Evangelien und Episteln in die hebräische Sprache, und schrieb eine „Alkumistica oder die wahre Kunst, aus Mist gutes Gold zu machen", vermuthlich eine Satyre auf die vermeintliche Weisheit der Alchymisten; der jüngere Clajus, von welchem hier die Rede ist, war 1616 zu Meißen geboren, hatte zu Wittenberg studirt, kam im Jahre 1644, vielleicht auf Harsdörfers Veranlassung, als Candidatus Theologiae nach Nürnberg, wurde Tertius an der Schule zu St. Sebald, und starb 1656 als Pastor zu Kitzingen. Seine Schriften sind größtentheils ascetischen Inhalts, auch sind einige seiner Lieder in die Gesangbücher aufgenommen.

deren Gesellschafts-Namen von guter Bedeutung sich wählen. Vermuthlich war es ein Hirten-Gespräch in Philipp Sidney's Arcadia der Gräfin Pembrocke, welches 1629 zu Frankfurt in einer deutschen Uebersetzung erschien, was die beiden Freunde veranlaßte, sich die Namen der dort sprechenden Hirten Strephon und Clajus anzueignen. Der Name der Gesellschaft wechselt in den ersten Jahren mehrmals; bald nannten sie sich die Pegnitzschäfer oder die Blumenhirten, öfter noch hieß ihre Gesellschaft der gekrönte Blumen-Orden, theils in Beziehung auf den der Gesellschaft gewidmeten Kranz, theils weil die meisten Mitglieder derselben kaiserliche gekrönte Poeten waren.

Ein Sinnbild durfte nach der damaligen Sitte auch dieser Gesellschaft nicht fehlen; Harsdörfer selbst bestimmte dazu die Pan-Flöte mit der Beischrift: „Mit Nutzen erfreulich", die man nach seinem Tode in die lateinische verwandelte:

Melos conspirant Singuli in unum.

Es war wohl weniger die Erinnerung an das Heidenthum, auf welche man durch die Pan-Flöte geführt wird, *) als die Betrachtung, daß ein Blumen-Orden am schicklichsten eine Blume zu ihrem Sinnbild habe,

*) Doch fand ein Mitglied der Gesellschaft, Georg Wolfgang Carbach, nachmaliger Schaffer an der Pfarrkirche zu St. Laurentii, es nicht für unnöthig, in seiner 1680 zu Altorf gehaltenen Rede „de palmariis, iisque hodie florentibus Eruditorum Societatibus" darüber Folgendes zu äußern: „Nec est, quod quis inde forsan dicam scribere auctori (Harsdoerfero) possit aut debeat, quasi paganorum ritu Idolum introducere conatus esset, cum nomen hoc Πὰν ingens abscondat mysterium, ac per id verus Deus, qui omnia in omnibus, intelligi possit." Ueberhaupt ist der fromme Geist, der in der

was die Gesellschaft veranlaßte, ihrem ersten Sinnbilde noch ein zweites, nämlich die Granadille oder die Passions-Blume mit der Beischrift: Divini germen honoris, beizufügen. Bei diesem Sinnbild ist die Gesellschaft geblieben, und sie führt noch jetzt die Passions-Blume in ihrem Siegel, dessen Umschrift die Worte sind: „Sigillum Societatis florigerae ad Pegnesum.“

Die Aufnahme in den Orden geschah durch eine von dem jedesmaligen Vorsteher oder Präses vollzogene Urkunde, jedes Mitglied erhielt als Ordenszeichen ein weißes seidenes Band, an dessen einem Ende des Gesellschafters Ordens-Name mit grüner Seide, an dem anderen aber seine Blume, sammt ihrer Wurzel, nach der Natur gestickt war. Verschiedene Mitglieder ließen sich auch die beiden Sinnbilder der Gesellschaft, die Pan-Flöte und die Passions-Blume, auf eine thalerförmige silberne Metallplatte prägen, und dies Zeichen an die Mitte des Bandes befestigen. Wenn gleich der ursprüngliche Zweck der Gesellschaft auf die Beförderung aller Werke der Dichtkunst, insbesondere aber der Schäfergedichte zu gehen schien, so wendete sie doch sehr bald ihren Fleiß auf die Ausbildung der Muttersprache überhaupt, und suchte besonders den Sinn für die Fülle, Natürlichkeit und Reinheit derselben rege zu machen, und der trefliche Panzer erklärt, als Vor-

Gesellschaft sich aussprach, eine erfreuliche Erscheinung; auch die Wahl der Passions-Blume wurde zunächst durch den Tod eines Mitgliedes, des berühmten Joh. Michael Dilherr, veranlaßt, welcher als Antistes Ministerii und Pastor an der Kirche zu St. Sebald gerade am grünen Donnerstage des Jahres 1669 starb, und dessen Andenken durch eine seinem frommen Sinn angemessene Wahl des Sinnbildes geehrt werden sollte, wie in einem Anhang zu Dilherrs Leichenpredigt ausführlich erzählt wird.

steher des Ordens, in der oben genannten Schrift, wie die Gesellschaft nichts anderes seyn wolle, als eine deutsche Gesellschaft. Daher hat sie auch bei der Wahl ihrer Mitglieder nicht immer auf schriftstellerisches oder dichterisches Verdienst, sondern auf eine fromme deutsche Gesinnung gesehen; sie zählt aber unter ihren Mitgliedern und namentlich unter ihren Vorstehern Gelehrte von entschiedenem Rufe. Von dem Stifter und Vorsteher der Gesellschaft, Georg Philipp Harsdörfer, ist schon oben die Rede gewesen; ihm folgte, unter dem Namen Floridan, Siegmund von Birken, vormals Betulius, dessen Leben von Herdegen ausführlich beschrieben wird, und dessen Andenken seine Kirchenlieder allein schon erhalten würden, wenn auch nicht seine übrigen Schriften, vorzüglich „der österreichische Ehrenspiegel", Nürnberg 1668, Fol., seine „Pegnesis", Nürnberg 1673 und 1679, 12. und seine „Anweisung zur teutschen Reim- und Dichtkunst", Nürnberg 1679, 12. schon einen geschichtlichen Werth hätten. Diesem folgte, unter dem Namen Myrtillus der Zweite, Martin Limburger, Pfarrer zu Kraftsdorf, einem angenehmen Dorfe, eine Meile nördlich von Nürnberg, der zwar als Gelehrter keinen bedeutenden Ruf hat, dessen Andenken aber der Blumen-Orden immer dankbar ehren wird, weil er seiner Bemühung den schönen Irrhain verdankt, von welchem Herdegen am Schlusse seines Werks eine ausführliche Beschreibung giebt. Die ersten Blumengenossen hatten sich oft in einem anmuthigen Walde an der Pegnitz versammelt, der davon noch bis auf den heutigen Tag das Poetenwäldchen genannt wird; unter Limburgers Vorsitz wurde dem Blumen-Orden von dem Rath zu Nürnberg gestattet, einen Theil des Waldes zwischen

Kraftsdorf und Neuhof zu einem Irrhain einzurichten, darin Hütten für die Mitglieder des Ordens zu bauen, und ihn mit den Denkmälern der verstorbenen Blumengenossen und anderen passenden Inschriften zu schmücken. Die Entlegenheit dieses Irrhains machte es zwar unmöglich, die ordentlichen Versammlungen an diesem Orte zu halten, aber es ist begreiflich, wie das gesellige Vergnügen, welches er in den Sommer-Monaten gewährte, ein neues Band für die Gesellschaft wurde.

Die folgenden Vorsteher des Blumen-Ordens sind 1. der schon oben erwähnte Magnus Daniel Omeis, Professor der Philosophie zu Altorf, welcher in der Gesellschaft Damon der Norische oder auch Damon der Zweite hieß, und für seine Zeit ein gründlicher Kenner deutscher Sprache und Dichtkunst war.

2. Christoph Fürer der Siebente von Haimendorf, in der Gesellschaft Lilidor der Erste, ein Mann, der, nach dem Urtheil unverwerflicher Zeugen, als Mensch, als Dichter und Staatsmann gleich achtungswerth war. Seine „christliche Vesta" und „irdische Flora", Nürnberg 1768, 8. werden noch immer mit Achtung genannt; seiner Vaterstadt leistete er als Diplomatiker wesentliche Dienste, er wurde von Fürsten und Staatsmännern, namentlich von unserem berühmten Ezechiel von Spanheim, als Mensch und Gelehrter gleich hoch geschätzt. Herdegen rühmt noch die Sorgfalt, welche er als Ephorus den Kirchen und Schulen seiner Vaterstadt widmete, doch das ist ein Zug, der überhaupt sehr viele Scholarchen der freien Reichsstädte auszeichnet, da gerade hier die Erziehung der Jugend und die Sorge für die geistigen Bedürfnisse der Einwohner oft noch als ein heiliges und immer als

ein wenigstens eben so wichtiges Geschäft erscheint, als die kleinliche Sorge für die äußeren Bedürfnisse des städtischen Gemeinwesens.

3. Joachim Negelein, Prediger an der Hauptpfarrkirche zu St. Lorenz, in der Gesellschaft Florando genannt, welcher die Freude erlebte, das hundertjährige Jubelfest der Gesellschaft zu feiern; er starb im Jahre 1749.

4. Christian Gottlieb Schwarz, in der Gesellschaft Melander, ein Mann von ausgebreiteter und gründlicher Gelehrsamkeit und eine wahre Zierde der hohen Schule zu Altorf, auf welcher er Nachfolger des oben erwähnten Omeis wurde, und im Jahre 1751 als Professor der Geschichte starb. Panzer ist in seinem Lobe unerschöpflich; das Verzeichniß seiner academischen Schriften, welche sich fast über alle Fächer der klassischen Gelehrsamkeit erstrecken, unter welchen aber die litterarischen einen ausgezeichneten Rang behaupten, füllt bei Herdegen nahe an 30 Seiten. Diesem ausgezeichneten Manne folgte

5. Anton Ulrich Fürer von Haimendorf, unter dem Namen Lilidor der Zweite, der Sohn des vorhin erwähnten Nürnbergischen berühmten Staatsmannes; er starb 1765.

6. Johann Augustin Dietelmaier, ein geachteter Theologe zu Altorf, welcher 1785 starb.

7. Johann Heinrich Hartlieb, Prediger an der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Sebald, der jedoch sein Vorsteher-Amt nach drei Jahren niederlegte, worauf die Gesellschaft

8. den als Theologen und Litterator ausgezeichneten Georg Wolfgang Panzer, Schaffer an der Hauptkirche zu St. Sebald, in der Gesellschaft Theophob

genannt, zu ihrem Vorsteher wählte. Die litterarischen Verdienste dieses Mannes sind zu bekannt, als daß ich bei einer Schilderung derselben verweilen dürfte. Ich darf seinen „Versuch einer Geschichte der römisch-katholischen deutschen Bibelübersetzung", seinen „Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Dr. Martin Luthers" und vor Allem seine „Annalen der älteren deutschen Literatur" u. s. w. nur nennen, um zu seinem Lobe als Gelehrter mit wenigen Worten viel zu sagen. Auch um den Blumen-Orden erwarb er sich große Verdienste. Sein Name, wie vormals die Namen Omeis, Fürer von Haimendorf und Schwarz, machte die Gesellschaft, die oft für völlig erloschen galt, auch auswärts wieder geachtet, so daß Männer wie Harles, Rosenmüller und Meusel sich durch die Mitgliedschaft geehrt fühlten. Unter den ersten Vorstehern bestanden zwar einige bestimmte Gesetze für den Orden, sie wurden aber bloß durch Ueberlieferung erhalten, bis Omeis sie in seiner „Anleitung zur teutschen Reim- und Dichtkunst" S. 50 abdrucken ließ. Im Jahre 1716, unter dem Vorsitz des älteren Fürer von Haimendorf, ließ die Gesellschaft unter dem Titel: „Wohlgemeinte Satzungen und Verordnungen, welche die sämmtlichen Glieder der löblichen Blumengesellschaft an der Pegnitz zu beobachten haben" ihre Gesetze schriftlich abfassen, und von dem Rath zu Nürnberg als Landesbehörde bestätigen. Wer sich von der damaligen Verfassung der Gesellschaft näher unterrichten will, findet sie in Herdegens „historischer Nachricht" S. 52 u. s. w. vollständig abgedruckt. — Unter Panzers Vorsitz 1791 wurden die Gesetze von Neuem durchgesehen und 1796 unter folgendem Titel herausgegeben: „Verneuerte Gesetze des Pegnesischen

Blumenordens in Nürnberg 1791." Diese Gesetze beziehen sich aber bloß auf die äußere Verfassung des Ordens, welche jetzt einen Präses, zween Consulenten oder Ordens-Consiliarii und einen Secretair zu Vorstehern hat, vierteljährlich aber nur eine Sitzung hält, in welcher irgend eine gelehrte Abhandlung vorgelesen wird. Nach einem erst kürzlich erhaltenen Schreiben des gegenwärtigen Präses Herrn Dr. Gotthold Emanuel Friedrich Seidel, Stadtpfarrer zu St. Aegidien in Nürnberg, sind diese Gesetze erst neuerlich nach den gegenwärtigen Zeitbedürfnissen abgeändert worden, und ich darf der Gesellschaft versprechen, ihr in wenigen Wochen einen Abdruck derselben mitzutheilen. Eine bedeutende Veränderung ergiebt sich indeß schon aus einer Vergleichung des der Panzerschen Rede angehängten Verzeichnisses der Mitglieder mit demjenigen, welches ich durch die Güte des Herrn Pfarrers Seidel erhalten habe. Nach den Satzungen vom Jahre 1716 war auch Frauen der Eintritt in die Gesellschaft verstattet, und warum hätte nicht jeder Schäfer auch seine Schäferin haben sollen? In dem Panzerschen Verzeichnisse finden sich unter 35 Mitgliedern auch wirklich fünf Frauen, und unter diesen eine kaiserliche gekrönte Dichterin Jungfer Kunigunda Scherbin; in dem neuen Verzeichnisse aber suchte ich nach den Frauen umsonst. — Nehmen sie nicht mehr Theil an den Berathungen und Geschäften des Ordens, so zweifle ich doch nicht, daß die Blumengenossen ihren Schäferinnen noch immer den Gebrauch des freundlichen Irrhains gestatten, und indem sie ein schönes Band lösten, dafür das schönere und natürlichere Band der Geselligkeit desto fester knüpften.

Von dem Elbschwanen-Orden.

Es ist mir ein unerfreuliches Geschäft, unmittelbar aus der Gesellschaft der Blumenhirten in die heisere Gesellschaft des Schwanen-Ordens zu treten. Der Stifter desselben war der bekannte Johann Rist, geboren 1706 zu Pinneberg in Holstein, gestorben 1667 als Pastor und Herzogl. Mecklenburgischer Kirchenrath zu Wedel an der Elbe. Er stand bei seinen Zeitgenossen in einer vorzüglichen Achtung als Dichter und als Gelehrter überhaupt; der Titel eines kaiserlichen gekrönten Poeten, wie eines kaiserlichen Pfalzgrafen, die er beide führte, sagten freilich schon zu seiner Zeit nicht mehr viel, mehr vielleicht noch die Aufnahme in den Palmen-Orden, in welchem er den Namen des Rüstigen führte; oder in den Blumen-Orden, in welchem er Daphnis aus Cimbrien hieß. Ueber sein Verdienst als Liederdichter urtheilt Bouterweck ohne Zweifel viel zu streng; denn wenn er auch keine Vergleichung mit seinem Zeitgenossen Simon Dach oder dem jüngeren Paul Gerhard aushält, so gehören seine Lieder, vor allen das kräftige: „O Ewigkeit du Donnerwort", doch immer zu den besten aus dem siebzehnten Jahrhundert. Aber zu seiner Ehre möchte man wünschen, er hätte nicht die Eitelkeit gehabt, einen eigenen Orden zu stiften, der zwar nach seiner an den Herzog Wilhelm, den Schmackhaften, erlassenen Erklärung „ein Pflanzgarten seyn sollte, aus dem ein oder anderes geschicktes und würdiges Mitglied genommen, und nach Abgang der alten gelehrten und fruchtbringenden Gesellschafter in den höchst belobten durchlauchtigsten Palmenorden möchte versetzt werden," der aber in der That nichts weiter als eine

verunglückte Nachahmung eines nicht glücklich gewählten Vorbildes war. Alle Spielereien mit Namen und Ehrenzeichen — einem Schwan an einem blauen Bande — kehrten hier wieder, und beleidigten um so mehr, da die Mitglieder größtentheils Gelehrte, der Stifter sogar ein Geistlicher war, und der Orden eigentlich eine gelehrte Gesellschaft seyn wollte, die Muttersprache vorzüglich durch Werke der Dichtkunst weiter zu bilden. Was war aber in dieser Hinsicht von einer Gesellschaft zu erwarten, deren Mitglieder sich zum Theil in der abentheuerlichsten Geschmacklosigkeit einander zu überbieten suchten? Das wichtigste Denkmal für die Geschichte des Ordens ist eine Schrift unter dem Titel: „Deß Hochlöbl. ädelen Swanen = Ordens deutscher Zimber = Swan, Lübeck 1666.“ Der Verfasser, welcher sich bloß durch seinen Wahlspruch Candore Virtute Honore kund giebt, ist Conrad von Höveln, der unter dem Namen Candorin Mitglied des Schwanen=Ordens, und unter dem Namen des Höflichen Mitglied der teutschgesinnten Genossenschaft war. Die Schrift soll eine Lobschrift auf den Schwanen-Orden und dessen Stifter seyn, sie kann aber mit eben so großem Rechte für eine höchst bittere, das Lächerliche in Form und Darstellung übertreibende Spottschrift gelten. Als ein Muster der Darstellung theile ich nur folgende Stelle mit:

„Sind die Franzen nu so beständig in träue, ist es vihl, alleine ihre Ver-änderliche Beständige Unbeständigkeit und Wankelbarer Veränderungs = Bestand machet einem deßhalben großen Wahn = Zweifel, davon jener weltberümte Professor also säzt und die deutsche träue dem Franzen Schein = weißen Milchglanze solcher mahßen vorzieht:

Ad Teutonem inepte Gallissantem.

Sperne linguam Gallicanam, ni petat necessitas.
Sperne vestem Gallicanam; plena vanitatis est.
Sperne mores Gallicanos, sunt ineptiae merae,
Nostra vox est vox virilis, usuique sufficit.
Aestuique frigorique vestis apta est optima,
Comitas sed absque fuco convenit forti viro.
Candor atque fortitudo prisca laus est Teutonis,
Grata coelo prisca virtus utilisque civibus.
Teutonum unus mente prisca mille praestat Gallicis.

was in folgender Art übersetzt wird:

Dem deutschen Franzosen-Hahn.

Veracht und lasse hie Franz-Krä-parliren bleiben,
Wans nicht die Noth erheischt; Laß A la mode doch
Die wundereitle Traght dem deutsche-Franzen bleiben,
Die Franzsche Minen sind ein großes Narrenjoch,
Daß Helden-deudsche mag, waß unß bedarf, gewinnen,
Ein Kleid für Hiz und Frost, daß schickt sich äben recht.
Die Höflichkeit ohn Arg geziemet dapfern Sinnen,
Ein Alt-träu-käkkes Herz rühmt unser Deudsch Geschlecht,
Nur stäte Tugend ist Got-Lib und Menschen nütse,
Ein deudscher Dägenknauf der übertrift an träu
Auch dausend Franzen wol. Womit ich diß beschütse,
Ist Alt-deudsch-träues Lob, nicht quelques Chosen Neu."

Daß so ein Mann die Tadler schön zurecht weisen wird, das versteht sich. Ein Tadler — der Verfasser nennt ihn einen „thersitischen jungen Maulaffen" — wird auf die Frage, ob in dem Schwanen-Orden auch wohl Latinische wären, mit folgender Antwort abgefertigt: „Gesäzt, es wären in unsrem Orden alle nur deudsche Dichter, was geht es dir Hornvihe an? Unsere deudsche Sprache ist äben so ädel, und wer weiß noch wol ädeler, als deine nunmehr gehalbirte, verfälschte, in vilem erdichtete Critisch-Latinische." Das ist aber noch eine sehr glimpfliche Zurückweisung, denn anderswo heißen die Tadler: Smäheblarrende Rückfiedeler,

ungeschickte Swam-Röltze, ungewaschene Schulfüxische Wurmbrüdeler, trotzige unbepennalisirte rotsige Bachan-ten, des ungehörnten Midas ansähnliche Gülden-Kotes-Brüdere, mit dem ganzen grosohnmächtigen Momus-Zoil-Theonischen Kwäker-Heer. Wenn man bedenkt, daß solche abentheuerliche Erzeugnisse der Geniesucht mehrentheils auf Rechnung des armen Philipp von Zesen gesetzt wurden, so wird es begreiflich, wie der Mann bei seinen Zeitgenossen als ein unerträglicher Sonderling verschrieen werden mußte; wenn man aber annimmt, daß die Mitglieder des Schwanen-Ordens, zum größten Theil kaiserliche gekrönte Poeten, diesem ehrlichen Candorin auch nur ähnlich waren, so muß man gestehen, der Orden hatte sein Schicksal verdient, etwa sieben Jahre lang, von 1660 bis 1667, der Welt zum Gespött zu dienen, und mit dem Tode seines Stifters völlig vergessen zu werden. — Es wäre Unrecht, ihn durch Mittheilung seiner Satz-Ordnungen für einige Augenblicke wieder in's Leben zu rufen.

Von der deutschen Gesellschaft zu Leipzig, und einigen ähnlichen Vereinen.

Die Zeit der Sprach-Orden war nunmehr vorüber. Christian Franz Paulinus, ein zu seiner Zeit berühmter Arzt und Dichter zu Eisenach, versuchte einen neuen Verein unter dem Namen des belorbeerten Tauben-Ordens zu stiften, und Johann August Egenolf, Tertius an der Fürstenschule zu Grimma, machte einen Plan zu einer ähnlichen Gesellschaft bekannt; aber weder der Eine noch der Andere fand mit seinem Vorschlage Eingang. Man fühlte, daß ohne ein bestimmtes wissenschaftliches Ziel jede Sprachge-

sellschaft entweder, wie die fruchtbringende Gesellschaft und der Elbschwanen-Orden, in lächerliche Ziererei, oder, wie die teutschgesinnte Genossenschaft, in Schulfüchserei verfallen müßte.

Da war es nun die akademische Jugend auf der hohen Schule zu Leipzig, welche einen besseren Weg zeigte, wie die deutsche Sprache in Werken der Dichtkunst und der Beredsamkeit geübt werden müsse; denn die Teutschübende Gesellschaft, *) welche im Anfange des vorigen Jahrhunderts zu Hamburg sich bildete, und welche Fabricius, Richey, Brockes und Hübner zu ihren Mitgliedern zählte, aber nie eine bestimmte Verfassung hatte, hat auf deutsche Sprache und Dichtkunst doch nicht den Einfluß gehabt, welchen die im Jahre 1697 gestiftete deutsche Gesellschaft zu Leipzig nach und nach erlangte.

Es war ein sonderbarer Zufall, daß die Zuhörer des damaligen Professors der Poesie, nachmaligen Königl. Polnischen Hofraths und Historiographen, Dr. Johann Burchard Menken, der auch als Herausgeber der ersten gelehrten Zeitung berühmt ist, entweder geborne Görlitzer oder doch Zöglinge des Gymnasiums zu Görlitz waren. Diese Jünglinge, in denen Menken die Liebe für deutsche Sprache und Dichtkunst zuerst geweckt hatte, traten in dem genannten Jahre zu einem freundschaftlichen Verein zusammen, sich selbst

*) Man sehe C. F. Weichmanns „Poesieen der Niedersachsen, sonderlich der vormals in Hamburg blühenden teutschübenden Gesellschaft. Hamburg 1735—38." 8. Sechs Bände mittelmäßiger Gedichte, denen einige Abhandlungen über deutsche Sprache voran geschickt sind, unter denen Richey's „Abhandlung von der Gewalt des Gebrauchs in der Teutschen Sprache," und sein „Schriftwechsel mit Fabricius über Deutsch und Teutsch" vor dem zweiten Theile vielleicht das Beste sind.

in dichterischen Versuchen mancherlei Art zu üben, den sie, weil nur Zöglinge des Görlitzer Gymnasiums aufgenommen wurden, anfangs die Görlitzische poetische Gesellschaft nannten. Die gelungensten Versuche der Mitglieder wurden in einen großen Folianten eingetragen, und wenn ein Band gefüllt war, in die Raths-Bibliothek zu Görlitz geschickt. In den ersten vier Jahren waren auf diese Weise vier Folianten gefüllt, welche späterhin in die eigene Büchersammlung der Gesellschaft zurück kamen.

Als die Gesellschaft eben durch die Gründung einer eigenen Büchersammlung ihre Fortdauer gesichert zu haben glaubte, hielt sie es für nöthig, sich ein Oberhaupt, unter dem Namen eines Präses, zu erwählen, und die Wahl fiel auf Menken, den Lehrer und eigentlichen Stifter der Gesellschaft, in dessen Hause sie sich alle Monat ein Mal versammelte und seines Raths und seiner Belehrung genoß. Da von dieser Zeit an die Wahl sich nicht mehr auf Zöglinge des Görlitzischen Gymnasiums beschränkte, so wurde auch der bisherige Name mit der Benennung: „Teutschübende poetische Gesellschaft" vertauscht.

Im Jahre 1722 feierte die Gesellschaft ihr fünf und zwanzigjähriges Jubelfest; bei dieser Gelegenheit gab ein Mitglied, der nachmalige Rector zu Annaberg und späterhin zu Zwickau, M. Christian Clodius, folgende kleine Schrift heraus:

„Schediasma de Instituto Societatis philo-teutonicae, quae sub praesidio S. T. D. Johann Burchardi Menckenii, Consiliarii et Historiographi Regii, Historiarum Professoris publici cett. hic Lipsiae congregatur, anno MDCCXXII post quinque lustra feliciter superata, publicatum."

Die kleine Schrift enthält eine gedrängte, aber lesenswerthe Nachricht von den früheren Sprachgesellschaften und eine kurze Nachricht von der Entstehung der deutschen Gesellschaft zu Leipzig, außerdem noch die Namen aller bisherigen Mitglieder, welche auch nach Beendigung ihrer academischen Laufbahn noch als Mitglieder betrachtet wurden.

Im Jahre 1724 war die Büchersammlung, vorzüglich durch den Eifer des eben erwähnten Clodius, bis auf 1000 Bände angewachsen, und es wurde ein Verzeichniß derselben gedruckt, welches Gottsched seiner im Jahre 1731 zum zweiten Male herausgegebenen „Nachricht von der deutschen Gesellschaft zu Leipzig" wieder beifügte, und welches in geschichtlicher Hinsicht auch gegenwärtig noch seinen Werth behält. Eben dieses Werk enthält, außer einer orthographischen Erörterung über Deutsch und Teutsch, auch noch die Gesetze der Gesellschaft, aus welchen ich mittheile, was für den Geist derselben bezeichnend ist.

Der erste Abschnitt bestimmt, daß die Gesellschaft nur geschickte Personen zu Mitgliedern aufnehmen solle, und zwar solche, die entweder von Adel oder graduirt sind, oder in Bedienungen stehen, oder von besonderer Geschicklichkeit sind. Es scheint also, daß damals schon Gelehrte von Ruf, nicht bloß studirende Jünglinge, wie ehemals, die Gesellschaft bildeten.

Der zweite Abschnitt bestimmt die Uebungen und die Pflichten der Mitglieder. Die Gesellschaft versammelte sich jeden Mittwoch von 3 bis 5 Uhr, und die Mitglieder lasen ihre dichterischen und rednerischen Versuche vor, welche dann von den Anwesenden im Ganzen und im Einzelnen beurtheilt wurden. Besonders

merkwürdig sind in diesem Abschnitte folgende Bestimmungen:

1. Daß die gewöhnlichsten Gattungen der Gedichte, als heroische Lobschriften, Elegien, Briefe, Satyren, Schäfergedichte, Oden, Cantaten, Serenaten, Sonette, Sinngedichte und Ueberschriften nach der eigentlichen Art eines jeden ausgearbeitet, auch in der Gesellschaft nach den besonderen Regeln einer jeden Gattung untersucht, dagegen Acrosticha, Anagrammata, Sextinen, Quodlibete, Ringelreime, Bolderreime, mit Wortspielen angefüllte Sinngedichte und andere dergleichen poetische Mißgeburten aus der Gesellschaft verbannt seyn sollen.

2. Daß es der Reime wegen den Schlesiern frei stehen soll wie Gryphius, Lausitzern wie Weise, Meißnern wie Philander, Thüringern wie Mentzel, Schwaben wie König, Niedersachsen wie Amthor, Brandenburgern wie Kanitz, Preußen wie Pietsch gereimt hat, zu reimen.

In den folgenden Abschnitten werden die Rechte der Mitglieder, die Geschäfte des Präses, des Seniors, welcher zugleich Bibliothekar ist, und des Sekretairs ausführlich bestimmt. Unter den Rechten der beiden Letzteren wird auch noch angeführt, daß sie jährlich ein Buch, wenigstens zwei Thaler an Werth, und bei glücklichen Veränderungen oder beim Absterben ein Gedicht zwei Bogen lang erhalten sollten.

Man sieht, wie diese Gesellschaft nicht sowohl die Erforschung und Weiterbildung der Sprache, als die Kunst, sie in darstellenden Werken zu üben, zu ihrem Ziele hatte, aber man weiß auch, daß beides so innig mit einander zusammen hängt, daß man den einen Zweck nicht mit Glück verfolgen kann, ohne für den

anderen etwas Tüchtiges zu leisten. Wirklich hat die Gesellschaft, so lange Gottsched, dieser oft viel zu tief herabgesetzte Kenner der deutschen Sprache, Senior derselben war, für den Zweck der Sprachforschung weit mehr geleistet, als für den, welchen sie aussprach; denn in jenem vermag verständiger und treuer Fleiß viel, in diesem nur wenig ohne glückliche Anlagen der Natur, mit denen weder Gottsched, noch seine Zeitgenossen in der Gesellschaft, überflüssig gesegnet waren. Die sprachlichen Untersuchungen, welche unter Gottscheds Aufsicht von der Gesellschaft herausgegeben wurden, verdienen noch jetzt mit Achtung genannt zu werden:

1. „Der deutschen Gesellschaft zu Leipzig Nachrichten und Anmerkungen, welche die Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst der Deutschen betreffen. Leipzig, bei B. C. Breitkopf." Vier Stücke, deren erstes, ohne Angabe der Jahreszahl, im Jahre 1739, das letzte im Jahre 1744 erschien.

2. „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, herausgegeben von einigen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft zu Leipzig." Zwei und dreißig Stücke, in acht ziemlich starken Octavbänden, welche in den Jahren 1732 bis 1740 erschienen, und Gottsched — denn die mehresten Aufsätze sind von ihm selber — einen ehrenvollen Platz unter den Sprachforschern anweisen, während die eigentlich darstellenden Schriften der Gesellschaft, nämlich

3. „Der deutschen Gesellschaft zu Leipzig eigene Schriften und Uebersetzungen in gebundener und ungebundener Schreibart, mit einer Vorrede von Gottsched. Leipzig 1730 bis 1739." Drei Bände.

4. „Der deutschen Gesellschaft in Leipzig gesammelte Reden und Gedichte bei dem Eintritte und Abschiede

ihrer Mitglieder, mit einer Vorrede von Gottsched 1732."
5. Derselben „Ausarbeitungen und gelehrte Schriften. 3 Theile, 1742." und
6. Derselben „zwo besondere Schriften nach dem Frieden abgelesen 1763."

von den Dichter- und Rednergaben der Mitglieder eben keine besondere Meinung erwecken. Da Gottsched bisher die Seele der Gesellschaft gewesen, so war es kein Wunder, daß sie einen empfindlichen Stoß erlitt, als dieser das Amt eines Seniors niederlegte, und an die Spitze eines andern Vereins trat, der sich die „Gesellschaft der freien Künste" nannte. Aber auch die deutsche Gesellschaft dauerte fort, und zählte unter ihren Vorstehern und Mitgliedern Männer von ausgezeichnetem Verdienst; weil aber die öffentliche Mittheilung der gemeinschaftlichen Arbeiten von dieser Zeit an unterlassen wurde, so hat man auswärts geglaubt, die Gesellschaft sey längst erloschen, ungeachtet sie noch immer fort besteht, und vielleicht nur einer günstigen Anregung bedarf, um mit neuer Kraft und Lust für die Erforschung und Weiterbildung der Sprache zu wirken.

Ueber die äußeren Schicksale der Gesellschaft gab noch im Jahre 1808 Herr Professor Johann Georg Eccius zu Leipzig, in einem zur Magister-Promotion einladenden Programme — „Inest Symbolarum ad historiam litterariam Lipsiensem. Pars V. de Societate germanica" — eine kurze Nachricht, aus der ich hier das Erheblichste mittheile.

Nach Menkens Tode (1732) wurde der berühmte Theologe Joh. Lorenz von Mosheim, damals noch Professor zu Helmstädt, zum Präses ernannt, diesem

aber, nach seinem 1755 erfolgten Tode, kein Nachfolger gegeben, sondern die Geschäfte des Präses dem jedesmaligen Senior der Gesellschaft übertragen. Das Amt des Seniors verwaltete nach Gottscheds Austritt Christian Gottlieb Ludwig, Professor der Heilkunde, bis 1773, Samuel Friedrich Nathanael Morus, zuerst Professor der alten Literatur, dann ordentlicher Professor der Theologie, bis zum Jahre 1792, und Johann Georg Eccius, ordentlicher Professor der Poesie, welchem der gegenwärtige Senior Christian Friedrich Ludwig, Professor der Pathologie zu Leipzig, im Amte gefolgt ist.

Schon unter Eccius zählte die Gesellschaft nur sechs einheimische und vier auswärtige Mitglieder, und gegenwärtig ist die Zahl der einheimischen sogar bis auf vier zusammen geschmolzen. Diese sind der schon erwähnte Senior Dr. C. F. Ludwig, der Senator Dr. Stieglitz, welcher in der Gesellschaft den Titel eines Direktors führt, der Ober-Hofgerichts-Rath Dr. Blümner und der Hofrath Mahlmann, ehemals Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt". Die Gesellschaft versammelt sich jetzt nicht mehr zu bestimmten Zeiten, auch betreffen die Vorträge nicht immer Gegenstände der deutschen Sprache und Litteratur, sondern auch Gegenstände der Kunst und der Poesie im Allgemeinen; die Vorträge selbst benutzt jedes Mitglied nach eigenem Gefallen, wie denn Herrn Blümners Schrift: „Ueber das Schicksal im Aeschylus" aus seinen Vorträgen in der deutschen Gesellschaft erwachsen ist. Hätte die Gesellschaft nicht den Mittelpunkt für ihre vereinte Thätigkeit aufgegeben, was hätte ein Verein leisten können, der Männer wie Schwabe, Winkler, C. F. Weiße, Zollikofer, Morus, G. A. Clo-

dius, Garve, Huber, Adelung, Blankenburg und Panzer unter seinen Mitgliedern zählte.

Auch durch ihr Beispiel hat die Gesellschaft dem Vaterlande genützt; denn meist nach dem Beispiel der deutschen Gesellschaft zu Leipzig haben sich die ähnlichen Vereine zu Jena, Greifswalde, Göttingen, Wittenberg, Helmstädt, Altorf, Kiel, Königsberg und Duisburg, und vielleicht noch auf anderen hohen Schulen des Vaterlandes gebildet. An anderen Orten traten Männer von Ruf unter dem Schutz und unter besonderer Begünstigung ihrer Landesherren zusammen zu ähnlichen Gesellschaften, unter denen ich nur die im Jahre 1761 gestiftete Fürstl. Anhaltische Gesellschaft zu Bernburg, und die Churfürstl. Pfälzische zu Manheim erwähnen will. Von der Entstehung und dem Zweck der letzteren giebt Anton von Klein in dem ersten Bande der seit 1787 erschienenen Schriften der Gesellschaft unter der Ueberschrift: „Von dem Ursprung der Aufklärung der Pfalz in der Vaterlandsprache" eine ausführliche Nachricht. Die Schriften der Anhaltischen Gesellschaft enthalten, neben vielem Mittelmäßigen oder Schlechten, manchen recht lesenswerthen Aufsatz, vorzüglich von Rust, dem damaligen Secretair der Gesellschaft, der darin mit unserem rüstigen Friedrich Nicolai eine heftige Fehde durchführt.

Es liegt außer den Grenzen meines Planes, mich über die Leistungen dieser zum Theil längst eingegangenen, zum Theil noch fortbestehenden deutschen Gesellschaften zu verbreiten; nur einer derselben will ich hier noch erwähnen, weil sie das sonderbare Schicksal gehabt hat, daß ihr Daseyn bezweifelt wird, obgleich Schriften unter ihrem Namen vorhanden sind; ich meine die deutsche Gesellschaft in Berlin, deren Geschäfts-

verweser der durch mehre tüchtige Schriften und durch sein späteres unglückliches Schicksal bekannte Archidiakonus zu St. Marien M. Erduin Julius Koch war, oder zu seyn vorgab. Im Jahr 1793 erließ er eine dem Könige zugeeignete Schrift von zwei Bogen, unter dem Titel:

„Ueber deutsche Sprache und Litteratur. Ein Aufruf an sein Vaterland von Erduin Julius Koch, Prediger an der Marienkirche zu Berlin. Nebst einer ausführlichen Nachricht von dem öffentlichen Auftritte der Gesellschaft deutscher Sprach- und Litteratur-Forscher zu Berlin."

Nach dieser Schrift hatte das frühe Aufhören des Adelungschen „Magazin's" im Jahre 1788 mehre Philologen und Litteratoren in und außerhalb Berlin zu einer Verbindung veranlaßt, deren nächster Zweck die Fortsetzung der Adelungschen Zeitschrift, nur nach einem strengeren und umfassenderen Plane, seyn sollte. „Wir gehen", sagte Koch, „auf Entdeckungen und solche unerbittlich-strenge Untersuchungen aus, bei denen uns weder die Gnade noch der Zorn der ganzen Welt und aller Menschen von jeder Geburt, Connexion und Autorität irren sollen und können." Fünf Jahre wollte die Gesellschaft mit den Vorarbeiten zu ihrem Plane hingebracht haben, Kochs „Compendium der deutschen Litteraturgeschichte", dessen erste Ausgabe 1790 erschien, wurde als die erste Frucht der gemeinschaftlichen Thätigkeit dargestellt; auch von einer in fünf Jahren zusammen gebrachten Bibliothek von 4000 Bänden und von hinreichenden Capitalien wurde gesprochen. Mit dieser Bekanntmachung wollte die Gesellschaft aus ihrem bisherigen Dunkel hervor treten, ein Preis von 60 Dukaten wurde auf ein kritisches Wörterbuch

der ostfränkischen Sprache gesetzt, und als Zweck des Vereins die Revision der bisherigen Bemühungen für deutsche Sprache und Litteratur und Versuche ganz neuer, bisher noch nicht geahnter Entdeckungen in diesen Fächern angegeben.

Ich weiß nicht, ob und wie viele Stücke der angekündigten Zeitschrift erschienen seyn mögen, aber im Jahre 1794 erschien wirklich eine vier Bogen starke Schrift unter dem Titel:

„Für deutsche Sprache, Litteratur und Culturgeschichte. Eine Schrift der deutschen Gesellschaft zu Berlin, herausgegeben von M. Joh. Fr. Aug. Kinderling, Johann Peter Willenbücher, M. Erduin Julius Koch. Berlin, bei Gottfried Nauck 1794."

Ein ziemlich flacher Aufsatz des damaligen Coadjutors Frh. von Dalberg eröffnet die Schrift, und obwohl sie sonst manches ganz Anziehende enthält, so findet sich darin doch gar nichts von den versprochenen Versuchen ganz neuer bisher noch nicht geahnter Entdeckungen, oder die Versuche sind gänzlich fehlgeschlagen.

Die späteren Schicksale dieses gelehrten und in vieler Hinsicht bedauernswerthen Mannes unterbrachen seinen oft ungestümen, aber viel zu wenig geregelten Fleiß, der, bei so schätzbaren litterarischen Kenntnissen und so mannichfachen wissenschaftlichen Verbindungen durch ganz Deutschland, ungemein viel für deutsche Sprache und deutsches Schriftenthum hätte leisten können, wenn er mit eben so viel Besonnenheit als Anstrengung verbunden gewesen wäre.

Von der deutschen Gesellschaft, für deren Geschäftsverweser Koch sich ausgab, hat Niemand nach der Zeit etwas Weiteres erfahren, und es ist nur zu wahr-

scheinlich, daß die auf dem Titel genannten Gelehrten, wenn nicht gar Koch allein, die ganze deutsche Gesellschaft ausmachten. Die in der Ankündigung erwähnte Bibliothek von 4000 Bänden, welche besonders im Fach der deutschen Litteratur ausgezeichnet gewesen seyn soll, war in der That Kochs Eigenthum, und hatte, als er sein Amt niederlegte, das Schicksal, das den meisten Büchersammlungen unbemittelter Gelehrten bevor steht, in den Versteigerungen vereinzelt und dem allgemeineren wissenschaftlichen Verkehr entzogen zu werden.

(Hier folgte der Bericht über die Arbeiten der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache während des Jahres 1819. Das Wesentliche desselben findet sich in dem Vorbericht zu dem ersten Bande des „Jahrbuchs der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache. Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung 1820.")

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

g/L.

Schulz, Johann Otto Leopold

Die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts Vorlesung am Stiftungsfest der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache

Berlin 1824

L.germ. 242 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584359-7